

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 24.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B.**.....

(Fortsetzung.)

Herr Schweder dachte darüber nach, ob es nicht irgendwie von Vortheil sein könnte, wenn er den Mittergutsbesitzer Willisch einmal in seinem neuen Heim überraschte. Eine Frucht hatte indeß das Gespräch vom Grog gehabt; der Doktor Wichtel erinnerte sich plötzlich, daß er noch eine Flasche von jenem weltberühmten Benediktinerliqueur in seinem Reisekoffer hatte. Der Koffer wurde unter dem Rückitz hervorgezogen, die Flasche herausgenommen und der Feuertrank machte in dem silbernen Reisebecher des sybaritischen Juristen unter den „Herren“ die Runde. Schweder nippte nur, — das süßliche Zeug sei ihm zuwider; er hatte sich mit andern Stoffe versehen, den holte er jetzt gleichfalls hervor. Es war uralter Portwein, von dem er noch zwei volle Flaschen in seiner Reisetasche hatte. Auch eine Flasche von dem besten Nordhäuser, den er in dem Wirthshaus gekauft, wo sie zu übernachten gezwungen waren, nahm er aus der weitbauchigen Tasche und reichte sie dem Kutscher, damit er mit August sich in der heute empfindlicher noch als gestern sich bemerklich machenden Kälte gleichfalls zu beleben suche. Keiner ließ sich lange nöthigen. Sowohl die Herren, als der Kutscher und August sprachen den Getränken eifrig zu. Am thätigsten war der Doktor Wichtel, der Benediktiner und Portwein funterbunt untereinander trank und die spöttische Frage Schweders, ob sein Magen und sein Kopf an den tollen Tanz gewöhnt seien, die zwei so verschiedene Geister, wie der des französischen Mönchsgebraus mit dem der portugiesischen Rebe aufzuführen möchten, mit der renommitischen Versicherung beantwortete, daß selbst ein Mensch, der nicht halb soviel vertrüge, als er, in dieser eisigkaltten und reinen Luft ohne Gefahr trinken könnte, was er wollte. „Darauf verstehe ich mich, bester Schweder,“ fügte er selbstgewiß hinzu.

Da der Fuhrherr trotz der Flasche Nordhäuser, welche Schweder seinem Durste geopfert hatte, mit größter Gewissenhaftigkeit vor jedem Wirthshause am Wege gehalten hatte, damit die Pferde von der „verfluchten Strapaze“ auf dem Glatteise verschonaußen könnten, langte die Gesellschaft erst kurz vor Mittag in Waltersdorf an.

Waltersdorf ist ein langgedehntes, weitläufig gebautes Dorf mit über tausend Einwohnern, die fast ausnahmslos arm sind und zum weitaus größeren Theile von der bitteren Wintersnoth jenes Jahres hart getroffen worden waren. Es galt in der Gegend ringsum für ein besonders kindersegnetes, und da überall in den kleinen Gebirgsnestern Armuth an Kindern nicht

zu spüren war, so wollte das etwas heißen. Der hat Kinder wie 'n Waltersdorfer, sagte man sprüchwörtlich fünf Meilen in der Runde.

Grade deshalb hatte sich Wanda Alster das Dorf für die erste ihrer Weihnachtsbesucherungen ausgesucht. Sie hatte vom Gebirge aus einen Aufruf an ihre Freundinnen erlassen und sie um Weihnachtspenden aller Art für die armen hungernden und frierenden Kleinen in den Bergen gebeten. Die Freundinnen hatten den Aufruf unter allen Töchtern der wohlhabenden Familien circuliren und die meisten hatten sogar die gemessene Weisung ergehen lassen an die jungen Herren, welche sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus machten, den Triumphwagen der Schönen zu ziehen, alle, alle sollten für die hochromantischen Weihnachtsbesucherungen Wanda Alsters beisteuern und sammeln. Natürlich kamen Geld und Geschenke in Menge zusammen. Das Geld war nun unter allen Umständen zu gebrauchen, aber die Geschenke machten der Sammlerin und ihren Beiständen viel Kopfzerbrechen. Es zeigte sich nämlich, daß die jungen Damen und Herren in der Stadt meist gar keine Ahnung davon hatten, was die armen Dorfkinder am besten gebrauchen konnten. Wenn sie ihnen Winterhandschuhe, wollene Samaschen, Leibbinden, Taschentücher schickten, so mochte das noch angehen; Notizbücher gingen auch noch, aber Portemonnaies rangirten bereits zu den Luxusgegenständen, welche die liebe Dorfjugend, zumal in einem Hungerwinter, gewiß nicht nöthig hatte. Aber das war noch lange nicht das Schlimmste, außerdem gab es noch Papeterien mit bunten Briefbogen und Couverts mit geschmackvollen Gratulationskarten zu Neujahr und anderen Festen, mit Oblaten in Gestalt von Rosen und Veilchen zc.; ein Gänschen von fünfzehn Jahren hatte die Gutmüthigkeit und den Unverstand soweit getrieben, daß sie ein Parfümkästchen nebst Inhalt schickte, das sie im vorigen Jahre selbst zu Weihnachten bekommen und wegen Ueberfluß an dergleichen überflüssigem Zeug nicht benutzt hatte; eine andere hatte ein paar Duzend höchst zierlicher Kleiderhürzer gespendet, und eine dritte hatte sämtliche alten Sonnenschirme, die sie in der Kumpelkammer ihrer Familie entdecken konnte, dem guten Werke aufgeopfert.

Wanda war wirklich in die größte Verlegenheit gekommen. Sie hatte getreulich über die Verwendung der Geschenke Rechenschaft geben und mit Hilfe des alten Herrn Klose den Namen jedes der beschenkten Kinder aufzeichnen und dazu bemerken wollen, wer jedes einzelne Geschenk erhalten habe. Da hätte denn natürlich, um keine der freundlichen Geberinnen zu kränken, kein

Geschenk seiner Bestimmung entfremdet werden dürfen, aber z. B. ein Parfümeriekästchen mit Inhalt einem armen Bauermädchen zu schenken — nein, das ging doch beim besten Willen nicht. Daher mußten die allerunpassendsten Sachen ausrangirt und die minderpassenden so vertheilt werden, daß jedes Kind in der Hauptsache nützliche und ihm liebe Dinge auf dem Weihnachtstische fände.

Da gab es nun in der Woche vor Weihnachten für Wanda Alster ganz außerordentlich viel zu thun. Sie hatte sich für ihre Christbescheerungen in der That nicht weniger als sechs Dörfer ausgesucht, von denen zwei an sich groß und einwohnerreich waren, während die andern so ziemlich den Mittelpunkt von verhältnißmäßig stark bevölkerten Weberdistrikten bildeten. Die nothleidende Bevölkerung in ihrer Gesamtheit konnte sie selbstverständlich, aber zu ihrer aufrichtigen und lebhaften Bestürzung, nicht bei der Bescheerung bedenken, dafür hatte sie sich aber den ärmsten Theil ausgesucht und hatte mit Hilfe der Frau Doktor Winter und des Herrn Klose noch ein paar andre Damen und Herren, welche von dem P.-er Hilfskomité zur Gabenvertheilung hergesandt worden waren, zu bereden gewünscht, in anderen Bezirken ähnliche Weihnachtsfeierlichkeiten zu veranstalten.

In Waltersdorf war das merkwürdig zusammengesetzte Kleeblatt grade vierundzwanzig Stunden, als Herr Alster und seine Begleiter eintreten. Aber trotz der angestrengtesten Arbeit, deren Spuren gar deutlich zu erkennen waren in der heißen Röthe auf Wandas jugendfrischem Antlitz, gleichwie in den hellen Schweißtropfen, welche von der hohen Stirn des alten Herrn Klose sich herabstahlen, waren sie mit den nothwendigen Vorbereitungen zu der auf vier Uhr nachmittags angekündigten Bescheerung noch lange nicht fertig.

Die gute, korpulente Frau Doktor Winter war halbtodt, oder, wenn die Herren, denen sie flugs die beispiellose Leidensgeschichte der letzten Wochen erzählte, es hätten glauben wollen, ganz todt, maujetodt. Sie hatte sich für die leidende Menschheit, oder eigentlich nur für einen, noch dazu garnicht nothleidenden Menschen, diese kleine, schlimme Wanda dort, gepöfirt. Tagtäglich war sie dem Tode durch Erfrieren nahe gewesen, mehreremale auch dem Hungertode. Es wäre nämlich unglaublich, aber doch wahr, berichtete sie, — offenbar hatte die Dame einen großen Vortheil aus der großen Zahl ihrer Winterabenteuer davongetragen, sie hatte ein gut Theil ihres Phlegmas eingebüßt und erzählte mit einer Lebendigkeit, deren sie vorher niemand für fähig gehalten hätte, — unglaublich, aber doch wahr wäre es also, daß Wanda und der Herr Klose — ohne einen Titel kam kein Mensch bei der Frau Doktor Winter davon — fast immer die ungeheuren Quantitäten von Lebensmitteln, die sie selbst mitgebracht hätten, an die armen Leute vertheilt und dann erst daran gedacht hätten, daß sie selbst doch auch nicht ohne Nahrung zu leben vermöchten. Dann wären bestenfalls noch einige wenige Eier, Butter, Käse und eine meistens wahrhaft horrible Sorte Wurst in den Dorfwirthshäusern aufzutreiben gewesen, während man guten Käse, gute Wurst, vorzügliches geräuchertes Fleisch und alles mögliche sonst noch massenhaft vertheilt hatte. Verschiedene male wäre aber auch in den Wirthshäusern nichts als ein entsetzliches Brot zu haben gewesen, und da wäre dann der Herr Doktor Klose hingegangen und hätte den Leuten, die am meisten zugetheilt erhalten, für schweres Geld eine Kleinigkeit von dem wieder abgekauft, was sie von ihnen vorher erst geschenkt bekommen. Das wäre nun doch gewiß eine entsetzliche Blamage gewesen, aber das Schlimmste war's lange noch nicht. Fünfe- oder sechsmal schon seien sie eingeschneit und meistens in den miserabelsten Dörfern, die es nur auf Gottes Erdboden geben könne. Da hätten sie denn wohl oder übel in diesen — Gott verzeih' mir meine Sünde, setzte die arme Frau, zur Entschuldigung ihrer kräftigen Ausdrucksweise hinzu, — wirklich höllensartigen Gasthäusern übernachten müssen, und nicht etwa immer nur eine Nacht, nein, aus dem einen Dorfe hätten sie drei volle Tage nicht herausgefunden und wären in einem Haare mit allen Dorfleuten zusammen im himmelhohen Schnee ungekommen, weil man kaum noch für einen Tag Proviant gehabt habe in der unglücklichen, schneebedagerten Ortschaft. Aber das Allergrößte sei gewesen, und das könne sie zeitlebens nicht vergessen und wenn sie tausend Jahre alt würde, wie sie eines Tages auf offener Bergstraße von einem entsetzlichen Schneesturme überraicht worden seien. Weder Pferde noch Menschen hätten die Hand vor den Augen sehen können, solch' ein Schneegestöber wäre da gewesen, und da seien sie von der Landstraße abgekommen,

und am Ende vom Liede sei der Schlitten mitammt den Pferden in einen tiefen Graben gefahren und, — die Haut schaudre ihr jetzt nach vierzehn Tagen noch, wenn sie daran denke, — umgeworfen worden.

Die alte Dame war bei ihrer Erzählung mit den Herren, welche ihr anfänglich sehr andächtig zugehört hatten, im großen Saale des Gasthauses zum Helm, wo die Bescheerung vorbereitet wurde, auf und nieder getrippelt, während sich Wanda und Herr Klose nach der ersten Begrüßung sofort wieder an ihre Arbeit gemacht hatten, die augenblicklich im Bußen eines riesenhaften Christbaums bestand. Herr Klose kletterte auf einer mächtigen Leiter am Baume auf und nieder und befestigte Pfefferfuchen, vergoldete Rüsse und Äpfel, nebst einer Unmasse von Wachslichtern daran nach der Anweisung Wanda's, welche unten am Baume ringsherum dasselbe that und ein wachsames Auge darauf hatte, daß die Vertheilung ihren Zwecken und Schönheitsansprüchen gemäß geschehe.

Bei der Schilderung von dem Un- und Umfall im Schneegestöber war die Frau Doktor mit den drei Herren in der Nähe des Christbaums angelangt, Wanda hatte schelmisch lächelnd auf den entsetzlichen Bericht gehört und rief nun dazwischen:

„Aber unsere gute Frau Doktor ist in ihrem ganzen Leben noch nicht so weich und gut gefallen, als damals; das kannst du glauben, Papa. Der Schlitten fiel eigentlich gar nicht, sondern er legte sich so sanft auf die Seite, wie etwa die Frau Doktor selbst, wenn sie sich zu ihrem Nachmittagsschläfchen aufs Sopha legt. Und dann das herrliche Schneepolster, auf das wir fielen, das war wunderschön, sehr romantisch — nicht wahr, Herr Klose?“

Der alte Herr nickte von seiner Leiter herab seinem Liebling freudig zu.

„Ja, es war wirklich gar nicht schlimm. Die Frau Doktor hat kaum eine Minute im Schnee gelegen. Und ist nicht einmal in den tiefen Schnee im Graben gefallen, wie ich, der ich in einer Schneewehe mit Fußsack und Pelz verschwand. Schlimm war's aber auch nicht, mit einem Fuß kam ich aus dem vertragenen Fußsack leicht heraus und da krabbelte ich mich denn schleunigst wieder aus meinem Schneegrab in die frische Luft.“

„Nicht schlimm, du guter Gott,“ seufzte die Frau Doktor. „So reden die beiden immer. Nichts finden sie schlimm. Nicht einmal, daß der Schlitten aus dem Graben nicht mehr herauszubekommen war und daß die Pferde ausgeschirrt werden mußten und wir gezwungen waren, zu Fuß im mannshohen Schnee nach dem meilenweit entfernten Dorfe zu suchen, denken Sie, zu suchen, meine Herren, unter solchen grauenhaften Umständen.“

Wanda lachte lustig hell auf und der alte Herr von Klose lachte auch. „Aber ich bitte Sie, liebste, beste Frau Doktor — mannshoher Schnee! Da putzen wir freilich heute keine Christbäume mehr. Nein, Papa, laß dir keine Angst machen, der Schnee lag nur in den Schneewehen höher als einen Fuß über dem Erdboden.“

„Ein saures Stück Arbeit war's aber doch, bis ins nächste Dorf zu kommen,“ meinte der Herr Klose, „sie läuteten dort glücklicherweise mit den Glocken, damit die etwa Verirrten wenigstens in den gewaltigen Tönen von dem Kirchturme her einen Wegweiser hätten.“

„Nun, ein gefährliches Abenteuer war's immerhin,“ sagte Herr Alster kopfschüttelnd; „und wenn ich gewußt hätte, Wanda, daß Ihr Euch hier so in Gefahr begeben, dann wäre ich lange gekommen und hätte dich geholt.“

„O Papa, wärst du nur gekommen. Ich hätte dich dann auch nicht mehr fortgelassen. Du hättest hier so vielen, so sehr vielen Leuten Gutes thun können, und das würde dir gewiß besser gefallen haben, als in der Stadt immer zu schreiben und zu rechnen und Konferenzen zu halten mit allen möglichen Menschen, die“ — sie warf einen Seitenblick nach dem jungen Herrn Wachtel hinüber und sagte das letztere mehr zu sich, als zu den andern, sprach aber doch laut genug, um von Herrn Schweder, der sich ihr am nächsten befand, wohl verstanden zu werden, — „die manchmal gar nicht so lebenswürdig sind, daß ich z. B. immer mit ihnen konferiren möchte.“

Herr Schweder war zwar öfter mit Wanda Alster in Berührung gekommen, aber keines hatte dem andern sonderliche Beachtung geschenkt. Wanda war für Schweder zu unbedeutend. Backfischfleisch, noch dazu Tochter des Herrn Alster, aus einer Krämerfamilie — bah — was kann aus Nazareth Gutes kommen! Schweder dagegen war für Wanda's Begriffe ein älterer

Herr, der zwar sehr stattlich war und sehr klug sein mochte, wie der Papa immer behauptete, ihr aber doch in seinem Fühlen und Denken, in seinem Leben und Sichgeben zu fern stand, um ihr Interesse zu erwecken. Das Einzige, was ihr für einen Augenblick einen Hauch von Sympathie zu dem Manne einflößte hatte, war der brillante Aufruf gewesen, welcher die große Wohlthätigkeitsbewegung in P. offiziell eröffnete hatte. Heute, als er, zuerst aus dem Schlitten herausspringend, ihr entgegen trat, hatte sie sich daran erinnert, aber sein kühles, überlegtes, wenn nicht hochmüthiges Benehmen hatte zur Vermehrung jener schwachen sympathischen Regung nicht beigetragen. Sie hätte sich daher um ihn nicht weiter gekümmert, wenn er jetzt nicht zu ihr getreten wäre und sie gefragt hätte, ob sie und Herr Klose nicht vielleicht Hilfe gebrauchen könnten. Sie schwankte, ob sie nicht kurz ablehnend antworten sollte, ein Zug in seinem Gesicht sprach von einem ihr noch unverständlichen, aber in dem ersten Eindruck doch bedenklichen Etwas in seinem Charakter und diese Sicherheit in seinem Auftreten, so kraftvoll und unerschütterlich, mochte zwar den meisten anderen Leuten ungeheuer imponieren, sie aber fühlte sich keineswegs angezogen. Aber sie hatte auch kein Recht, unhöflich gegen einen Begleiter ihres Vaters zu sein, der ihr ja nie im Leben etwas gethan hatte, sie wählte daher einen Mittelweg, indem sie auf die oberen Zweige des hohen Baumes wies, und sagte:

„D ja, Hilfe können wir schon brauchen. Da oben haben noch sehr viele Platz und unser lieber Herr Klose wird, wenn er sich zu Tode arbeiten wollte und dürfte, denn das lasse ich natürlich nicht zu, wohl gar nicht fertig werden können.“

Herr Klose protestirte.

Wanda aber beharrte auf ihrer Meinung. „Wenn wir noch eine Leiter hätten,“ fügte sie hinzu, „und sich jemand bereit finden ließ, an unserer ja so leichten und herzerfreuenden Samariterarbeit theilzunehmen, dann wäre wenigstens Aussicht vorhanden, daß wir die armen Kleinen heut Nachmittag nicht stundenlang warten zu lassen brauchen.“

„Da wird wohl leicht geholfen werden können,“ erwiderte Schweder ruhig und schritt nach der Thür.

„Wohin, Freund Schweder?“ rief der Doktor Wichtel, der sich inzwischen eifrig mit seiner Gönnerin, der Frau Doktor Winter, unterhalten, seinen Freund Schweder aber, seit er zu Wanda getreten war, nicht einen Moment aus dem Auge gelassen hatte.

„Leiter holen,“ replizirte Schweder lakonisch.

„Leiter holen, ha, ha, famoser Kerl, dieser Schweder. Fräulein Wanda erlauben, daß, während mein Freund Schweder die Leiter holt und dann darauf herumklettert, ich ihr hier partierre meine Dienste widme?“

Wanda sah, daß sie vom Regen in die Traufe gekommen. Aber sie machte gute Miene zum bösen Spiel.

„Können Sie Nüsse vergolden, Herr Doktor?“

Der Doktor Wichtel hatte von dieser Kunstfertigkeit keine Ahnung. Er erbot sich dagegen, die Zweige des Christbaums zu halten, damit Wanda bequemer Nüsse, Äpfel, Pfefferkuchen u. d. d. daran binden könne. Wanda lachte ihn aus.

„Die Zweige kann ich mir selbst halten, aber vergoldete Nüsse brauche ich noch, und wenn ich das auch noch selbst machen soll, so werd' ich ganz bestimmt nicht fertig. Ich will Ihnen zeigen, wie's gemacht wird.“

Der Doktor Wichtel mochte wollen oder nicht, Wanda nahm Goldpapier, feuchtele es an, drehte und drückte es dann geschickt um eine Nuz und die Vergoldung war geschehen.

„Es gibt nichts Einfacheres,“ sagte sie. „Auch der gelehrteste Jurist lernt so etwas auf der Stelle.“

Wichtel junior hatte eben der ersten Nuz glücklich ein faden-scheiniges und vielfach zerrissenes goldnes Mäntelchen umgelegt, eine Arbeit, die ihm mehrfach mißglückt war und über fünf Minuten in Anspruch genommen hatte, als Schweder wieder auf der Schwelle des Saals erschien und hinter ihm der Hausknecht, eine lange Leiter, die er sich bei einem Nachbar hatte leihen müssen, auf der Schulter. Schweder nahm dem Manne die Last, die ihm nicht leicht gefallen zu sein schien, mit einer Hand ab, ohne auf dessen Versicherung, die Leiter sei zu schwer, um sie mit einer Hand zu tragen, Rücksicht zu nehmen. Dann trug er sie, als ob sie leicht wäre, wie eine Feder, zum Christbaum hin.

„Wollen Sie die Güte haben, Fräulein Alster, mir die Stellen zu bezeichnen, wo ich den Baum Ihnen pußen helfen könnte?“ fragte er.

„Ich glaube gar, Sie wollen wirklich auf der Leiter herum-

klettern, bester Schweder,“ sagte Wichtel, lebhaft erstaunt über Schweders Thun.

„Gewiß, warum nicht!“ antwortete dieser.

„Aber, das geht ja doch nicht,“ rief Wanda lebhaft. „Das ist ja keine Treppenleiter. Wo wollen Sie denn diese Leiter anlegen, Herr Schweder, an unseren Christbaum geht's nicht, da werfen Sie den ganzen Baum um, und sonst ist's auch nicht möglich.“

„Doch, mein Fräulein,“ replizirte Schweder bestimmt; „sehr leicht geht es.“ Er legte die Leiter auf den Fußboden, nahm einen großen, schweren Tisch, stellte ihn in einiger Entfernung von einer der mächtigen die Saaldecken tragenden Säulen auf eine seiner Schmalseiten aufrecht hin, sodaß die Tischbeine der Säule zugekehrt waren, dann stemmte er die Leiter gegen den Fuß der Säule und legte ihren oberen Theil auf die erhobene andere Schmalseite des Tisches fest. Als das geschehen war, stieg er mit derselben Sicherheit, mit welcher er auf Parquetboden zu wandeln gewohnt war, auf das improvisirte Gerüst.

Wanda entfuhr ein Ausruf des Schreckens. Der alte Herr Klose und Alster versicherten, die Sache sehr wirklich gefährlich aus, und der letztere setzte hinzu, es lohne sich doch der Mühe nicht, wegen einer Christbescherung für Bauernjungen solch' halbsbrechende Kunststücke zu machen. Auch die Frau Doktor Winter war herbeigekommen, — sie schwur hoch und theuer, sie falle in Ohnmacht, wenn Herr Schweder nicht sofort heruntersteige. Wichtel junior war der einzige, dem Schweders anscheinende Waghalsigkeit Spaß machte.

„Aber ich bitte Sie, verehrte Herrschaften, lassen Sie unserm Freunde Schweder doch das unschuldige Vergnügen, zu probieren, wie es ist, wenn man am Weihnachtssabend ein Bein bricht. Oder vielleicht den Hals, — was ist Ihnen lieber, bester Schweder?“

Schweder blieb höchst kaltblütig auf der Leiter und band Pfefferkuchen und vergoldete Nüsse an die Zweige des Christbaums. Seinem Freunde Wichtel antwortete er garnicht, die andern beruhigte er. Er sei Turner, an ein Umfallen wäre nicht zu denken und eine Gefahr überhaupt nicht vorhanden.

Man ließ ihn daher unbehelligt auf seiner Leiter. Selbst die Frau Doktor zog vor, nicht in Ohnmacht zu fallen. Das Werk des Christbaumpuzens ging nun vortrefflich von statten. Auch der Herr Doktor Wichtel leistete im Nüsse- und Äpfelvergoldeten Befriedigendes. Er strengte sich auch riesig an, um von Schweder nicht in den Schatten gestellt zu werden. Schweder war eben fertig mit seiner Arbeit in den oberen Regionen des Christbaums, als sich die Saalthür öffnete und laut grüßend ein Fremder eintrat. Schweder kannte die Stimme, er wendete sich rasch um auf seiner Leiter und schaute hin nach dem Eintretenden.

„Der Herr Gutsbesitzer Willisch,“ sagte der alte Herr Klose, „ein braver Mann. Er hat uns oft freundlich mit Rath und That unterstützt, einer von den wenigen Herren der Nachbarschaft, die das gethan haben.“

Willisch' Gruß wurde freundlich erwidert. Nur Schweder grüßte nicht; er schien wenig erbaut über diese Vermehrung der Gesellschaft. Seine Blicke flogen von einem der Anwesenden zu dem andern; zunächst blieben sie auf Wichtel haften. Dieser hatte sich nach dem Ankömmling umgekehrt; jetzt sah er ihm mit dem Ausdruck höchster Verwunderung ins Gesicht.

„Werkwürdige Aehnlichkeit,“ brummte Wichtel — so laut, daß Schweders scharfes Ohr die Worte verstand, — in den feig-gewichsten Schnauzbart.

In demselben Momente wurde Schweder noch eines anderen Menschen ansichtig, auf dessen Zügen sich ein noch viel lebhafteres Erstaunen kundgab.

Der August des Herrn Alster war hinter dem Fremden in den Saal getreten; augenblicklich stand dieser so, daß sich die beiden ins Auge schauten. Ein paar Sekunden starrte August den andern mit weitaufergerissenem Munde an. Dann rief er: „Es ist nich möglich, meiner Seele, der Cousin Schneider,“ und wollte mit weitausgebreiteten Armen auf den Rittergutsbesitzer Willisch zustürmen.

Herrn Schweder schien der Moment zu irgendeiner Art von Intervention gekommen. Zum Ueberlegen gab es keine Zeit. Mit einem Blick noch nach unten in den Saal und den leise gemurmelten Worten: „Der einzige, der gestreift werden könnte, ist dieser eitle Narr — pah!“ gab er seiner Leiter einen gewaltigen Aufschub, daß sie seitlich bis zu einem der in die Luft ragenden Tischbeine glitt, der Tisch schwankte einen Augenblick und dann stürzte er mit sammt der Leiter laut aufschreiend auf den Fußboden hin.

Das Entsetzen war ein allgemeines. Wanda hatte keinen Laut vernehmen lassen, aber sie war leichenblau geworden vom Schrecken. Die Frau Doktor Winter war nun wirklich in Ohnmacht gefallen, aber doch so vorsichtig gewesen, daß sie mit dem Oberkörper auf einer breiten Holzbank und mit dem Kopf auf der Lehne derselben lag. Herr Alster und der alte Herr Klose eilten herzu, um dem, wie sie meinten, verunglückten Schweder beizustehen. Aber dieser war nicht einmal zu Fall gekommen, er stand hochaufgerichtet, nicht anders, als ob er von einer Treppe einen Kunstsprung gemacht hätte, im Saale, während ein anderer stöhnend am Boden lag. Dieser war der Herr Doktor Wichtel, den die fallende Leiter richtig am Rücken gestreift hatte. Geschehen war ihm, wie sich bei näherer Untersuchung herausstellte, auch nicht das mindeste Schlimme und umgeworfen hatte ihn nicht die Leiter, sondern der Schreck. Das konstatierte Schweder zu

großer Befriedigung und einiger Heiterkeit der Gesellschaft. Es war dies indeß nicht das erste, was Schweder that. Kaum hatte er auf seinen Füßen gestanden, so hatte er Willisch, an den jetzt die Reihe des Erstauens gekommen war, einen nicht mißzuverstehenden Wink gegeben. Willisch hatte den August, den sein Anblick so in Entzücken versetzt hatte, gleichfalls und keineswegs zu seiner Freude bemerkt. Das Intermezzo kam wirklich wie gerufen, und der Wink Schweders machte der augenblicklichen Unentschlossenheit des hoffnungsvollen Rittergutsbesizers ein Ende. Er benutzte die allgemeine Verwirrung und drückte sich einfach. Kein Mensch kümmerte sich um den abschiedslos Scheidenden. Erst nach einigen Minuten erinnerte sich August an den wiedergefundenen Cousin. Wo nur auf einmal der Cigarrenreisende Schneider hingekommen sein möchte, wagte er leise den Herrn Klose zu fragen. Dieser wußte natürlich keine

Silbe von einem Cigarrenreisenden Schneider. „Nun, der Herr mit dem schönen Schnauzbart, der eben hier war.“

Herr Klose setzte ihm auseinander, daß der Herr keineswegs Schneider heiße und Cigarrenreisender sei, sondern der Herr Rittergutsbesitzer Willisch.

August schüttelte sehr bedenklich den Kopf. „Wo mag er aber nur hingekommen sein — dieser Herr Ritter, der mit meinem Cousin Schneider so eine ganz verfluchte Aehnlichkeit hat; ich sag' Ihnen, so ähnlich, wie ein Ei dem andern ist er ihm, das Gesicht, die Stimme, der Gang — blos der Bart ist anders, weiter nichts.“

Klose lächelte über Augusts Naivetät. Daß aber der Herr Rittergutsbesitzer — oder Ritter, wie August wollte, — so plötzlich und so spurlos verschwunden war, das erschien auch ihm sonderbar. Er machte die Gesellschaft darauf aufmerksam. Niemand konnte es begreifen. Schweder versprach, sich nach dem Herrn umzusehen. Er verließ gleichzeitig mit Wichtel den Saal, dessen Toilette ziemlich derangirt war; das sorgfältig gekräuselte Haar strebte immer noch steif von Fett und Schreck widerspenstig gen Himmel, das eine Ende des Schnauzbarts hing schlaff wie ein

Vämmerschwänzchen herab, während das andere wie ein Wegweiser nach dem Nasenflügel hinzeigte. Dazu waren Rock und Beinkleid mit Staub bedeckt, Manschetten und Hemdkragen gequetscht, kurz alles so in Unordnung, daß der Arme sich von Kopf bis zu Fuß umkleiden mußte, um in seinem Aeußeren wieder so untadelig zu erscheinen, wie es die Welt von ihm gewöhnt war.

Draußen im Hofe sah sich Schweder nach Willisch um. In einem Winkel des Hofes stand dieser bei einem einspännigen Geschirr, dessen Pferd eben der Hausknecht des Wirthshauses hielt, um dem Herrn des Gespanns das Aussteigen auf den Wagen zu erleichtern.

Schweder schritt rasch auf die Gruppe zu. Willisch sah ihn kommen; er drückte dem Hausknecht ein Trinkgeld in die Hand und verabschiedete ihn. Dann trat er mit der Dekonomenmütze,

die er jetzt zu tragen pflegte, in der Hand, dicht an seinen Gönner heran.

„Da bin ich schön in die Patzche gerathen, gnädiger Herr; der August hat mich wiedererkannt und der Herr, den Ihre Leiter mit umgerissen hat, muß mich auch kennen, freilich nicht als Cigarrenreisenden, wohl aber als Dienstmann, was für einen Rittergutsbesitzer schließlich noch blamabler ist — 's ist 'ne ganz niederträchtige Geschichte, aber ich bin, weiß Gott, so unschuldig daran, wie ein neugeborenes Kind.“

„Zur Unterhaltung haben wir keine Zeit, Willisch; machen Sie, daß Sie fortkommen. Dort steckt schon wieder der Esel, Ihr Pseudocousin, seine Spionir-nase zum Tempel heraus. Also auf Wiedersehen, Herr Rittergutsbesitzer auf Ihrem Gute; da Ihr geschwächtes Nervensystem von dem Schreck so angegriffen ist, daß Sie einen Schlaganfall befürchten mußten, so werden Sie gut thun, Sich wenigstens fünf Tage nicht

von Ihrem Gute zu entfernen. Sie verstehen mich und werden Sich darnach richten.“

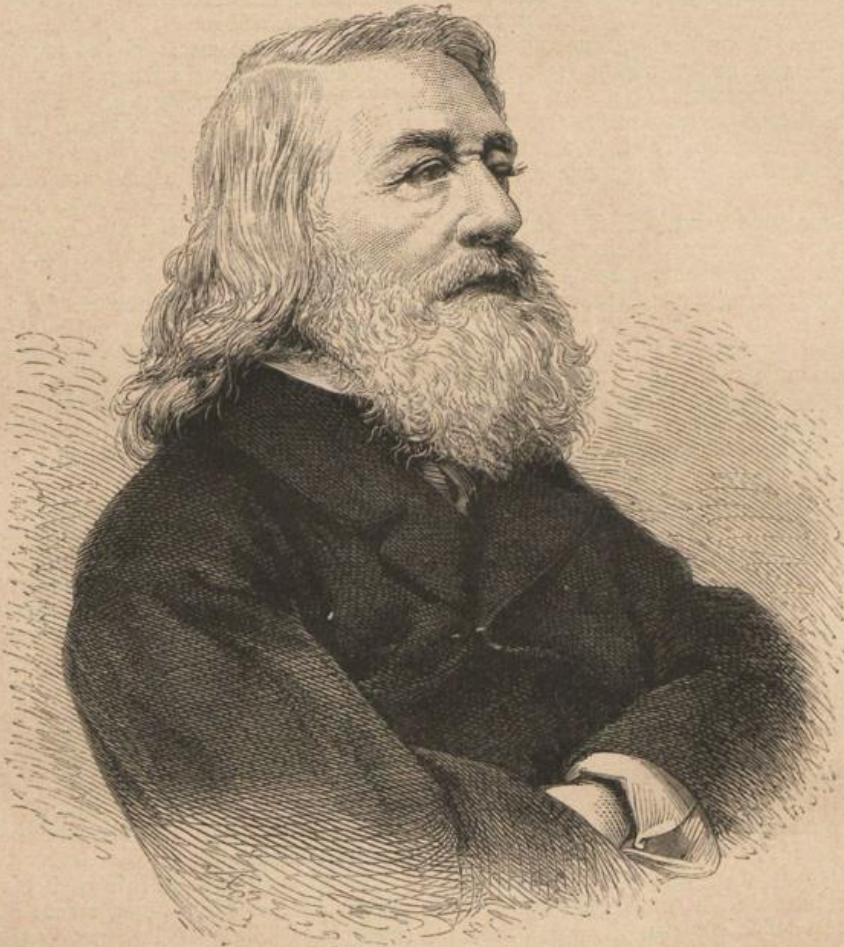
Willisch saß auf dem Wagen. Er knallte mit der Peitsche und empfahl sich respektvoll:

„Ja, ja, mein angegriffenes Nervensystem, — sehr richtig! Werde zuhause bleiben. Hätte ich eine Ahnung gehabt, hätte ich mich diesem Schlaganfall im Leben nicht ausgesetzt.“

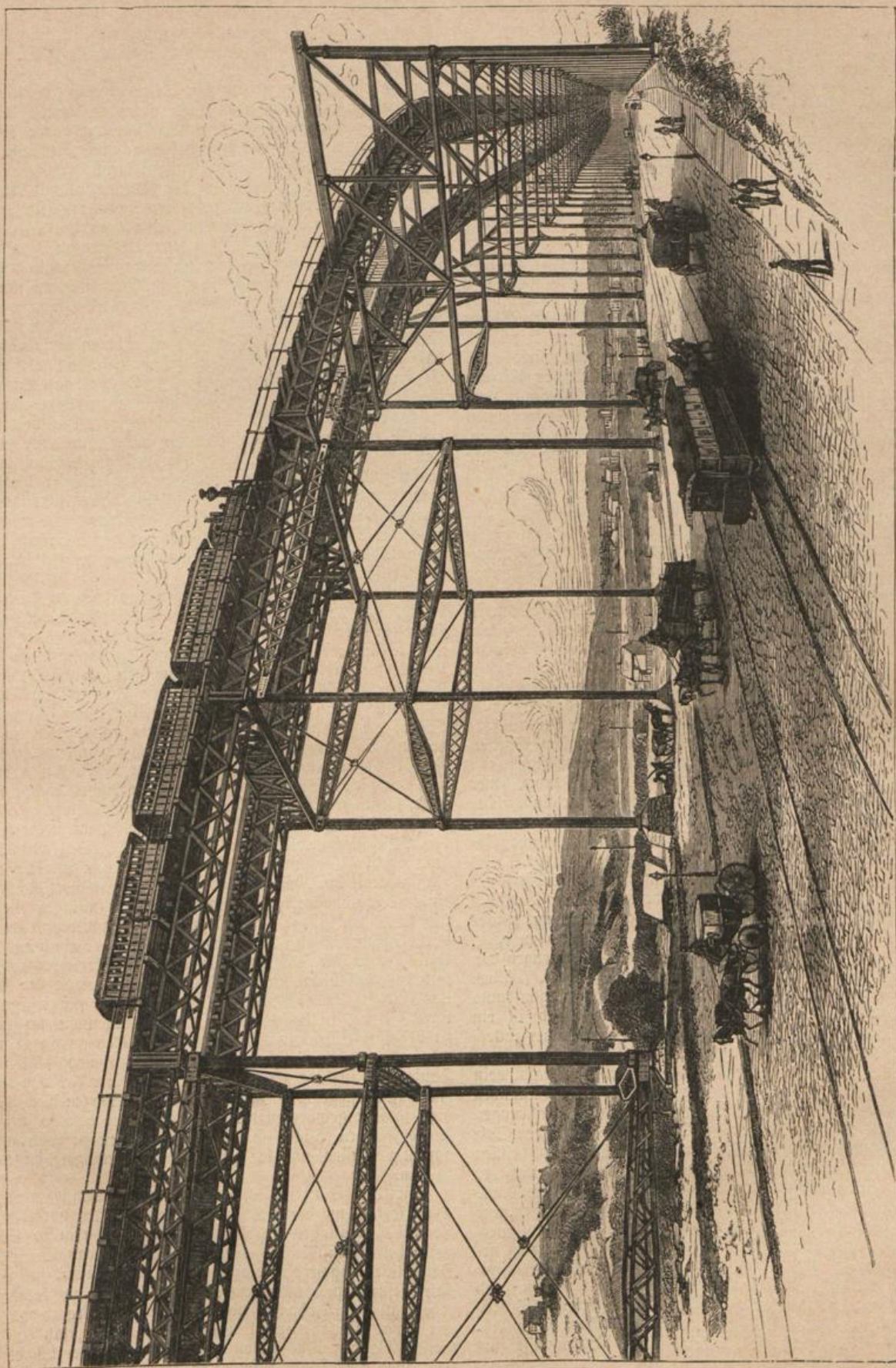
Er fuhr davon, als gälte es eine Wettfahrt. Schweder begab sich zurück in den Saal und entschuldigte den von einem heftigen Unwohlsein plötzlich ergriffenen Herrn Willisch.

Kurz darauf erschien, mit märchenhafter Geschwindigkeit frisch aufgewischt, der Doktor Wichtel. Er fand nicht, wie er gefürchtet hatte, Schweder im Gespräch mit Wanda. Beim Umkleiden waren ihm merkwürdige Gedanken gekommen. Sein erster Blick von der Erde auf, nachdem er von der so merkwürdig gefallenen Leiter Schweders umgeworfen worden, war auf dessen Gesicht gewesen. Es war ihm, als ob er einen Zug eines fast teuflischen Hohnes darin bemerkt hätte. Schweder war von der Leiter gesprungen, so sicher, wie kaum einer springt, der da fällt.

(Fortsetzung folgt.)



Karl von Holtei. (Seite 287.)



Die erhöhte Stadteisenbahn von New-York. (Seite 288.)

Betrachtungen über die Gesundheitspflege des Volkes.

Von Dr. Eduard Reich.

III. Diät. (Schluß.)

Zu den Wurzeln rechnet man auch Fett, Kochsalz und Zucker. Die Bedeutung dieser Stoffe im organischen Haushalt ist eine außerordentliche, und die Behauptung, daß man derselben in der Kochkunst entbehren könne, der größte Blödsinn. Ich selbst lebe vegetarisch und manche Ansichten der Vegetarianer sind mir sehr sympathisch; aber, wenn ich in den Blättern dieser braven Leute lese, man könne vortrefflich ohne Fett leben, man solle nur ja kein Salz genießen u. dgl. m., so weiß ich nicht, ob Die, welche dergleichen niederschreiben und aussprechen, auch gesund im Kopfe sind.

Fett wurde als das vorzüglichste Sparmittel der eiweißartigen Körper erkannt. Dies stimmt überein mit der Thatsache, daß der Mensch im Fortschritte vom Süden zum Norden immer mehr Fett aufnimmt und die nördlichst wohnenden Völker den Thran kannenweise trinken. Der Umsatz der Gebilde im thierischen Haushalte wird um so größer, je mehr man nordwärts geht, weil die mittlere Jahrestemperatur niedriger und der Einfluß der Witterung intensiver sich zeigt. Ob auch die Nationen des Südens weniger Fett aufnehmen, als die des Nordens, so können jene doch der Fettaufnahme nicht ganz entbehren, und wir sehen, daß überall vom Fett als solchem in der Küche und auf der Tafel Gebrauch gemacht wird.

Allzuviel von Fett hat, besonders bei häufiger Aufnahme, für die Verdauungsorgane mancherlei Nachteile im Gefolge, indem es die Prozesse daselbst stört, und wird andererseits auch dem Blute unzutraglich, kann verschiedene Vorgänge übel beeinflussen und zu Ablagerungen Anlaß geben. Es gibt Menschen, denen Aufnahme beziehungsweise größerer Fettmengen Bedürfnis ist und welche dieselben wohl auch vertragen. Zu Bestimmung des mit der Nahrung aufzunehmenden Fettquantums dient kein besseres Mittel, als der durch die Erfahrung geregelte gesunde Instinkt.

Manche Menschen gefallen sich darin, den Gebrauch des Kochsalzes unbedingt zu verwerfen. Ich leugne nicht, das allzuviel von Salz, wie jedes allzuviel, bedenkliche Nachteile für die Gesundheit habe; allein ohne Salz ließen die wenigsten Speisen sich verdauen, weil die Salze der meisten Nahrungsstoffe erst mit dem Kochsalz wechselseitig sich umsetzen müssen, bevor jener Zustand erreicht ist, in welchem sie allein assimilierbar sind. Der Mangel an Salz wird demnach zu Störungen in Verdauung, Ernährung und Blutbewegung Anlaß geben und manche Ablagerung von Mineralstoffen im Organismus begünstigen.

Zuckeraufnahme ist für den Fortbestand der Gesundheit um so nöthiger, je jünger der Mensch, mit anderen Worten: je rascher sein Stoffwechsel ist. Es kommt durchaus nicht darauf an, Zucker als solchen aufzunehmen, pure denselben in sich hinein zu essen, sondern es ist nöthig, mit den Speisen zugleich die Mengen von Zucker einzuverleiben, deren der Organismus bedarf. Alles, was Zucker und demselben verwandt ist, nützt dem Organismus unmittelbar und durch seine Verfestigungsprodukte, und ist ein Sparmittel der Gewebe. Daher die große Bedeutung der zuckerähnlichen Materien in der Jugend.

Die Frage, ob Alkohol oder, besser ausgedrückt, Branntwein ein Sparmittel der Gewebe, somit unter gewissen Umständen nützlich sei, muß entschieden verneint werden. Alle Erfahrungen der Kommandanten und Aerzte gehen dahin, daß Kaffee den Soldaten im Felde mehr nütze, als Branntwein oder überhaupt geistige Getränke, daß er die Nervenkraft erhöhe, ohne die Muskelkraft zu vermindern. Bei Aufnahme von Alkohol macht der Organismus Anstrengungen, um diesen fremden Körper wieder zu entfernen, und entfernt denselben größtentheils in unverändertem Zustande. Hierbei wird Kraft verbraucht, die wieder durch die Ernährung gebildet werden muß. Nun aber haben die alkoholischen Flüssigkeiten die Eigenschaft, die Ernährung zu beeinträchtigen, und zwar unmittelbar durch deren chemische Wirkung auf den Prozeß der Verdauung und auf das Blut, und mittelbar durch Abschwächung des Nerveninflusses, indem sie die Nervenmasse zum Theil auflösen und zerlegen.

Hieron sind die kaffeeartigen Getränke weit entfernt. Dieselben wirken begünstigend auf die Verdauung und die Ausscheidungen, befördern den Umlauf des Blutes und regen das Nerven-

system an. Mäßig genossen, sind Kaffee, Thee und verwandte Aufgüsse demnach sehr nützliche Getränke, und Chokolade auch sehr nahrhaft. Der Erjaß der Wirths- durch Kaffeehäuser ist dringend zu wünschen, denn nicht nur wird durch Gebrauch von Kaffee, Chokolade und Thee, an Stelle berauschender Flüssigkeiten, ungemein viel Leben und körperliche Gesundheit erhalten, sondern die Regungen des Geistes werden größer und von jener seelischen Erschlaffung, welche als Folge des Gebrauchs und Mißbrauchs Alkohols enthaltender Getränke zutage kommt, ist nicht die Rede.

Coca, die man in Amerika des Aequators als Raummittel und als Aufguss gebraucht, ist nur bei Mißbrauch schädlich, ebenso schädlich, wie in diesem letzteren Falle Kaffee, Thee und Chokolade.

Tabak, einerlei ob als Rauch-, Schnupf- oder Raummittel benutzt, ist schon bedenklich. Es wäre ein Glück für die Menschheit, wenn der sogenannte Tabakgenuß, der in jeder Form eine Unflätigkeit ist, zur Hölle führe und aller noch vorhandene Tabak mit allen Tabakfabriken, Tabakspfeifen, Tabaksbeuteln, Cigarren, Cigarrenpfeifen, Schnupstabsknoten und Primmchen dort im Meere unterfänke, wo dieses Medium am tiefsten ist.

Daß diejenigen Schüler eines Kollegiums, welche dem Tabakgenusse ergeben sind, den anderen im allgemeinen, was Fleiß und gute Sitten betrifft, nachstehen und theilweise auch weniger genial sind, kommt ebensowohl von der heftigen Wirkung des Tabaks auf das Nervensystem, als auch davon, daß das Tabakrauchen die Aufmerksamkeit ablenkt, zerstreut, mit großem Nachdruck die Neigung zur Aufnahme geistiger Getränke vermehrt, und auf diese Weise mittelbar das ganze moralische Leben benachtheiligt.

Noch gefährlicher als Tabak sind Haschisch und Opium. Unzählige von den Menschen, welche diese Stoffe rauchen oder essen, gehen in der jämmerlichsten Art zu Grunde. Die erstaunliche und teuflische Habgier und Gewissenlosigkeit britischer Krämer zerstört die leibliche, ebenso wie die geistige und sittliche Wohlfahrt der Menschen in ganzen großen Landstrecken Asiens durch Einschmuggelung des Opiums. Hat die anglo-sächsische Rasse ehehem die Indianer durch Branntwein ausgerottet, so sucht sie gegenwärtig Chinesen und Hindu durch Opium auszurotten, um — Geld zu gewinnen. Die Engländer laden einen Fluch auf sich, der dieses Volk von Egoisten niedermettern und zerstören wird, wenn der Tag der Rache des Schicksals anbricht.

Die Lebensweise oder das diätetische Regiment muß je nach Alter, Geschlecht, Leibes- und Seelenverfassung, Klima, Wohnung, Art der Beschäftigung, Krankheitsanlagen u. s. w. verschieden sein. Daß überall dort, wo eine größere Mehrheit von Menschen nach einer Schablone befestigt wird, mehr Erkrankungen vorkommen, als dort, wo Pflege in der Familie stattfindet und das individuelle Bedürfnis seine Rechnung findet, kommt einfach und größtentheils davon her, daß dort das diätetische Regiment weit weniger mit den leiblichen und seelischen Anforderungen der Einzelnen im Einklang ist. Gehen die Gezwungenen für einige Zeit zu ihren Eltern, in bessere Pflege, so gelangen sie meistens bald zu besserem leiblichen Wohlbefinden, nehmen zu an Gewicht des Körpers und an Heiterkeit des Gemüthes und fühlen sich zu Hause auch in Bezug auf die Küche in einer Art von Eldorado. Zu Hause pflegt mit Butter und Del, Wurzeln und Gewürzen nicht so sehr gespart zu werden, wie in der betreffenden Anstalt, keines fremden Blickes Einfluß die Mahlzeit zu beschränken oder gar zu vergällen, und die Verdauung eine ruhigere, angemessenere zu sein.

Für den Säugling ist am besten die Brust seiner Mutter. Diese letztere möge ihr Kind mit Liebe säugen, vor Mangel und Gemüthsbewegungen geschützt sein, einfach, rein in Sitten und gesundheitsgemäß leben. Kann die Mutter das Liebeswerk des Selbststillens nicht vollbringen, und es ist nicht möglich, eine gute, gesunde und menschenfreundliche Amme zu bekommen, so gebe man dem Kinde Kuhmilch von der Temperatur des Körpers, mit etwas Zucker versetzt und anfangs mit Zusatz eines Zehntheltes Wasser. Doch schon nach ein oder zwei Wochen unterlasse man den Wasserzusatz und verabsolge reine, süße Milch. Nach Ablauf des sechsten Lebensmonats kann schon neben der Milch etwas Brei dargeboten werden, der aus Zwieback, Milch und Zucker bereitet wurde.

Aus der Nahrung des Kindes schliesse man Fleisch und Fleis Zubereitungen aus und gewähre Milch, Gröhe, Brot, Obst, Reis, Cacao etc. Auch Kaffee, Thee, besonders aber berauschende Getränke, verabfolge man unter keiner Bedingung. Erst in der Zeit gegen das Jünglings- und Jungfrauenalter hin wird Kaffee, Thee in schwachem Aufguss manchmal ein gutes Anregungsmittel sein.

Die Periode des Eintritts der Geschlechtsreise erfordert, besonders bei dem weiblichen Geschlechte, Vorsicht und Sorgfalt.

Auf der Höhe des Lebens, im Alter der Reife, gelte als Hauptgrundsatz der Diät: Mäßigkeit und Einfachheit, Ordnung und Regelmäßigkeit in der ganzen Leibespflege, besonders im Essen und Trinken. Zu dieser Zeit des Daseins entscheidet die Lebensweise über die Dauer und über die leiblichen Grundlagen des Glückes des Alters. Die höchsten Altersjahre pflegen die zu erreichen, welche besonders zur Zeit ihrer Blüthe und Vollkraft weise und mäßig lebten, Ausschreitungen sich nicht zu schulden kommen ließen, und anstatt des Alkohols Wasser tranken. Die größte Mehrzahl der Hundertjährigen hat ohne Ausschreitungen, in Einfachheit und Mäßigkeit, und zumeist bei ausschließlicher oder fast ausschließlicher Pflanzenkost bestanden.

Beobachtet der Greis, nach gesundheitsgemäß verlebten Jahren der Jugend und der Reife, das gewohnte und für gut wirkende befundene Regiment weiter, so darf er des besten Wohlbefindens bis in die höchsten Jahre des Alters sicher sein. Hat er aber sein Dasein mit Zechen und Schwelgen verbracht, so muß er, weiß geworden, zu einfachem, mäßigem Leben seine Zuflucht nehmen, um mindestens die letzten Tage möglichst rein, ehrbar und frei von Krankheit zu durchleben und nicht als Jämmerling zu sterben.

Man hat Wein die Milch der Greise genannt. Dies ist berechtigt und nicht berechtigt. Der Alte, welcher vermöge naturgemäßen Lebens bei guter Gesundheit ist, bedarf des Weines nicht. Nur für solche Greise, denen es an Lebensenergie fehlt und deren Leib durch Krankheiten und Erzeße aus der Zeit der Jugend und Vollkraft her erschüttert wurde, hat der Wein seine Bedeutung als belebendes Mittel. Die meisten Hundertjährigen nahmen kein geistiges Getränk auf.

Man kann die Menschen nach ihrer Leibes- und Seelenbeschaffenheit in stärker und in schwächer ausgeprägte unterscheiden, in kräftigere und minder kräftige, in leidenschaftlichere und ruhigere. Alle diese Kategorien bedürfen einer verschiedenen Nahrungs- und Lebensweise; denn überall weichen die Einzelheiten des organischen Haushaltes, die gegenseitigen Verhältnisse der Eingeweide und der Glieder von einander ab. Je größer diese Verschiedenheiten, desto größer auch die Verschiedenheiten in der Diät; eine Tatsache, die durch den gesunden Instinkt deutlich zum Ausdruck kommt.

Die konzentrierteren Menschen haben schärfer ausgeprägtes Nervensystem, weniger wasserreiches Blut, strammere Muskulatur und eine mehr ausgeprägte Leber. Diese bedürfen mehr der milderen Pflanzendiät, weniger der üppig nährenden Speisen, kaum der Gewürze und garnicht der geistigen Getränke. Die verdünnteren Menschen, bei denen das Blut reich an Wasser, die Muskulatur minder stramm, das Nervensystem nicht so bestimmt ausgeprägt und die Leber minder hervorspringend ist, können schon mit größerem Vortheil von kräftig nährenden Speisen und von Gewürzen Gebrauch machen.

Im Schatten der Civilisation werden die Instinkte krankhaft, und auf diese Art kommt es, daß Cholertiker jene Lebensweise befolgen, die für Phlegmatiker paßt, und umgekehrt; daß Robuste so sich nähren, als ob sie Schwächlinge wären, und Leidenschaftliche durch ihre Diät stets Del in das Feuer gießen und immer mehr sich erhitzen, anstatt sich abzukühlen.

Nach der Profession, nach Klima und Wohnort, muß die Art der Ernährung abweichen. Ob eine Gegend stark den Winden ausgesetzt ist, ob das Klima rauh oder mild ist, ob die Profession im Freien oder in geschlossenen Räumen betrieben wird, heftige Nerven- oder heftige Muskelaustrengung erfordert oder nicht, dies bedingt Abweichungen im diätetischen Regiment. Wer wollte dem Schmiede zumuthen, von Thee und Zwiebad zu leben, wer glauben, daß der Kanzleischreiber ausschließlich von Bohnen zu bestehen vermöchte, ohne den Unannehmlichkeiten der Blähloik zu verfallen!

Jede den Anforderungen von Beruf, Klima und Wohnort nicht entsprechende Lebensweise wird für den Menschen zum sicheren Anlaß von Erkrankung und Verkürzung des Daseins; denn der Organismus beantwortet jeden Vorenthalt des nöthigen Ersatzstoffes mit Störung in seinem Haushalte, die um so größer wird, je mehr dauernd der ungenügende Ersatz der verbrauchten Materien zur Geltung kommt.

Der Umsatz der Gebilde im leiblichen Haushalt steigert sich mit Zunahme der Rauheit des Himmels. Aus dieser Quelle entspringt die Vieleserei ebenso, wie die massenhafte Fettaufnahme im Norden, und die Mäßigkeit und Genügsamkeit im Süden. Wer dem Nordländer einen Vorwurf aus der Vieleserei macht, ist hierzu nur dann berechtigt, wenn er gegen wirkliche Ausschreitung kämpft; das rauhe Klima bestimmt den Bewohner der mitternächtigen Gegenden, größere Stoffmengen sich einzuverleiben.

Was immer der Mensch für ein Handwerk treibe, er suche so viel als möglich Ordnung zu halten in seinen Mahlzeiten, und dieselben stets nach sorgfältigster Waschung seiner Hände und des Gesichts einzunehmen. Anders können die schädlichen und giftigen Stoffe, mit denen in so vielen Gewerben hantirt wird, leicht den Speisen sich beimengen und sodann die verhängnißvollsten Wirkungen ausüben.

Ueber die Gesetze, denen der Fortschritt der Civilisation unterworfen ist*).

Nachdem man allmählich zu der Erkenntniß gelangt ist, daß „alle Menschen gleich geboren, sind ein abelig' Geschlecht“, bemüht man sich, die Einflüsse und Gesetze, denen die Menschheit in ihrem Entwicklungs- und Bildungsstadien unterworfen ist, nachzuweisen und zu studiren. Dieses Bestreben führte zu der einfachen, grundlegenden Frage: Sind die Handlungen der Menschen und folglich auch der Gesellschaft bestimmten Gesetzen unterworfen, oder sind sie das Ergebnis entweder des Zufalls oder einer übernatürlichen Einwirkung?

Ein völlig unwissendes Volk betrachtet jede Begebenheit für sich und vereinzelt und bloß als das Ergebnis eines blinden Zufalls. Diese Auffassung wird aber bald durch die Ausdehnung der Erfahrung geschwächt werden, welche die gleichmäßige Folge und das gleichmäßige Dasein in der Natur fortwährend nachweist. Wenn z. B. wandernde Stämme nur von Jagd und Fischerei lebten, so könnten sie wohl glauben, daß ihre Lebensbedürfnisse sich ihnen durch Zufall darböten. Die Unregelmäßigkeit ihrer Ausbeute und die scheinbare Launenhaftigkeit, wenn ihr Fang bald reich, bald spärlich ausfällt, würde sie daran ver-

hindern, irgend etwas wie Methode in den Einrichtungen der Natur zu vermuthen und ihr Geiße das Dasein jener allgemeinen Prinzipien gar nicht begreifen, wodurch die Begebenheiten geordnet und beherrscht werden und durch deren Kenntniß wir oft ihren künftigen Verlauf vorherzusagen im Stande sind. Wenn aber diese Stämme sich zum Ackerbau erheben, machen sie zum erstenmal von einer Nahrung Gebrauch, die durch ihre eigene Thätigkeit hervorgebracht wird. Was sie säen, ernten sie auch. Sie sehen einen bestimmten Plan und eine gleiche regelmäßige Folge in der Beziehung ihrer Aussaat zu dem gereiften Korn; zum erstenmale dämmert dem Geiße eine schwache Vorstellung von dem, was eine spätere Zeit die Gesetze der Natur nennt. Wie ihre Beobachtung sich bereichert, ihr Erfahrung sich über ein gewisses Gebiet ausdehnt, begegnet ihnen eine Gleichmäßigkeit, deren Dasein sie nie vermuthet und deren Entdeckung jenen Glauben an den Zufall schwächt, von dem sie ausgegangen. Ein wenig weiter vorwärts und es erzeugt sich ein Geschmack am Denken; einige wenige verallgemeinern die gemachten Beobachtungen und glauben, im Widerspruch mit den alten Vor-

*) Diese Arbeit ist im wesentlichen ein Auszug aus den ersten Kapiteln der epochemachenden „Geschichte der Civilisation in England“ von H. Th. Buckle. Da der Umfang und der Preis des Originalwerkes seiner größeren Verbreitung hinderlich im Wege stehen, glaube ich vielen Lesern der „N. W.“ mit diesem Auszug einen Dienst zu erweisen. C. Fehleisen.

urtheilen des Volks, daß jeder Vorgang mit einem noch frühern verknüpft ist und daß so die ganze Welt eine notwendige Kette bildet, worin zwar jeder seine Rolle spielen mag, aber keineswegs zu bestimmen vermag, welche es sein soll.

Wäre es möglich, die ganze Vergangenheit eines Menschen, sowie seinen Charakter ganz genau kennen zu lernen, so könnten wir vorhersehen, wie dieser Mensch unter gewissen Umständen handeln würde; diese Bedingungen genau kennen zu lernen, ist zwar unmöglich, trotzdem ist es aber gewiß, daß sein Betragen stets nur eine Folge seiner Charaktereigenthümlichkeiten, seiner Gemüthsverfassung und überhaupt aller Vorgänge, in deren Mitte er sich befunden hat, ist.

Wer eine Wissenschaft der Geschichte für möglich hält, der muß sowohl das metaphysische Dogma von der Willensfreiheit, als das theologische von der Vorherbestimmung oder göttlichen Vorsehung verwerfen; denn, wenn wir eine Handlung vollbringen, geschieht dies aus einem oder mehreren Beweggründen, diese sind wieder die Folgen aus etwas Vorhergegangnem, so daß wir, wenn wir mit allem, was vorhergegangen und mit allen Gesetzen, nach denen es erfolgt, bekannt wären, mit unfehlbarer Gewißheit alle unmittelbaren Ergebnisse davon vorhersehen könnten. Wir sehen uns demnach zu der Folgerung genöthigt, daß die Handlungen der Menschen lediglich durch ihre Vergangenheit bestimmt werden und daher ein Gepräge von Gleichmäßigkeit haben, d. h. unter gleichen Umständen auch immer ein gleiches Ergebnis zeigen müssen. Und da alles, was früher vorgegangen, entweder ein innerer oder ein äußerer Vorgang sein muß, so ist klar, daß die ganze Mannichfaltigkeit der Ergebnisse, alle Veränderungen, von denen die Geschichte voll ist, alle Wechselfälle, die das Menschengeschlecht betroffen, sein Fortschritt und sein Verfall, sein Glück und sein Elend die Frucht einer doppelten Wirksamkeit sein müssen: der Einwirkung äußerer Erscheinungen auf unsern Geist und der Einwirkung unsers Geistes auf die äußeren Erscheinungen.

Wir haben also auf der einen Seite den menschlichen Geist, der den Gesetzen seines eigenen Wesens gehorcht und, wenn unbehelligt aus äußeren Einwirkungen, sich seiner Anlage gemäß entwickelt; auf der andern Seite haben wir, was man Natur nennt, die ebenfalls ihren Gesetzen gehorcht, aber unaufhörlich mit dem Geiste der Menschen in Berührung kommt, ihre Leidenschaften aufregt, ihren Verstand antreibt und so ihren Handlungen eine Richtung gibt, die sie ohne ihren Einfluß nicht genommen hätten.

So haben wir den Menschen, der auf die Natur, und die Natur, die auf den Menschen einwirkt, eine gegenseitige Einwirkung, aus der nothwendig alle Begebenheiten entspringen müssen.

Da die Naturerscheinungen eher in Wirksamkeit waren, als der menschliche Geist, ihre Einflüsse auch hervorstechender und folglich leichter zu beobachten sind, so betrachten wir

1. Die natürlichen Gesetze.

Unstreitig den mächtigsten Einfluß auf das Menschengeschlecht üben aus: Klima, Nahrung, Boden und die Naturerscheinung im ganzen, d. h. diejenigen Erscheinungen, welche vornehmlich durch das Auge, aber auch durch andere Sinne die Ideenverbindungen geleitet und so in verschiedenen Ländern verschiedene Gedankenkreise erzeugt haben. Diese letztere Art von Erscheinungen wirkt vorzüglich auf die Phantasie und erzeugt die unzähligen Formen des Aberglaubens, welche so große Hindernisse für den Fortschritt der Erkenntniß bilden. Und da in der Kindheit eines Volkes die Macht dieser abergläubischen Vorstellungen unumschränkt ist, so hat die verschiedene Naturbeschaffenheit auch verschiedene Nationalcharaktere erzeugt und namentlich auf die Religion eines Volkes den größten Einfluß ausgeübt. Klima, Nahrung und Boden haben keine so unmittelbare Wirkung dieser Art gehabt, trotzdem hatten sie bedeutenden Einfluß auf die Einrichtung der Gesellschaft, und aus ihnen sind manche der umfassenden und hervorstechenden Unterschiede der Völker entsprungen, welche man oft mit Unrecht dem Rassenunterschiede zugeschrieben hat.

Da Klima, Nahrung und Boden in nicht geringem Grade von einander abhängen und in innigem Zusammenhang miteinander stehen, so ist es nicht wohl möglich, diese physischen Mächte einzeln zu betrachten, sondern vielmehr nach den verschiedenen Wirkungen, die ihr gemeinsamer Einfluß hervorbringt. Von allem, was für ein Volk aus seinem Klima und seinem Boden folgt, ist Anhängen von Reichtum das Erste und Wichtigste. Denn obgleich der Fortschritt der Kenntnisse später das Steigen

des Reichthums beschleunigt, so muß sich doch bei der ersten Ausbildung der Gesellschaft zuerst Reichtum anhäufen, ehe die Wissenschaft beginnen kann. Solange jeder nur damit beschäftigt ist, die Nothdurft für seinen Unterhalt anzuschaffen, wird weder Zeit noch Sinn für höhere Bestrebungen vorhanden sein, deshalb ist in einem solchen frühen Zustand der Gesellschaft die Ansammlung von Reichtum der erste Schritt auf dem Wege zu einer höheren Kulturstufe. Wenn ein Volk grade ebensoviel verzehrt, als es produziert, so wird nichts übrig bleiben, unbeschäftigte Klassen heranzuziehen und zu unterhalten, wenn aber die Produktion größer ist, als die Konsumtion, so entsteht ein Ueberschuß, der nach bekannnten Gesetzen sich selbst vermehrt und am Ende ein Fonds wird, aus welchem unmittelbar oder entfernt alle erhalten werden, die das Vermögen, von dem sie leben, nicht selbst erzeugen. Erst jetzt wird die Existenz einer intelligenten Klasse möglich, deren Mitgliedern erlaubt ist, zu verbrauchen, was sie nicht selbst hervorbrachten, und so sich Gegenständen zu widmen, wozu in einer früheren Periode der Drang ihrer täglichen Bedürfnisse ihnen keine Zeit übrig gelassen haben würde.

Es leuchtet ein, daß bei einem ganz unwissenden Volke die Schnelligkeit, womit Reichtum erzeugt wird, ganz von der natürlichen Beschaffenheit seines Landes abhängen wird. Später kommen noch andere Ursachen mit ins Spiel; bis dies aber geschieht, kann der Fortschritt nur von zwei Umständen abhängen: einmal von der Anstrengung und Regelmäßigkeit, womit die Arbeit geleistet wird, und dann von dem Ertrage, den die Natur dieser Arbeit gewährt. Beide Ursachen sind selbst das Ergebnis früherer natürlicher Vorgänge. Die Fruchtbarkeit des Bodens hängt theils von der Beimischung gewisser chemischer Bestandtheile ab, theils davon, wie Flüsse oder andere natürliche Ursachen zur Bewässerung des Bodens wirken, theils von der Temperatur und Feuchtigkeit der Atmosphäre; die Energie und Regelmäßigkeit der Arbeit dagegen hängt gänzlich von dem Einfluß des Klima ab. Bei starker Hitze sind die Menschen nicht aufgelegt und gewissermaßen nicht fähig zu der Thätigkeit und dem Fleiße, welche sie in einem gemäßigteren Klima bereitwillig anwenden.

Ein anderer weniger auffallender Umstand ist der, daß die Arbeit von dem Klima nicht nur durch Entfernung oder Kräftigung des Arbeiters beeinflusst wird, sondern auch durch die Wirkung, die es auf die Regelmäßigkeit seiner Lebensweise ausübt. So machen z. B. in den nördlicheren Gegenden die Strenge des Winters und der theilweise Mangel des Lichts es dem Volke unmöglich, seine Beschäftigung im Freien fortzusetzen. Die Folge ist, daß die arbeitenden Klassen ihre gewohnte Thätigkeit abbrechen müssen und zu unordentlichen Gewohnheiten geneigter werden; die Kette ihrer Thätigkeit wird gleichsam zerrissen, und sie verlieren den Trieb, welchen eine regelmäßig fortgesetzte Übung einflößt. Daraus entsteht ein eigensinnigerer und launischerer Nationalcharakter, als bei einem Volke, dessen Klima die regelmäßige Ausübung seiner gewöhnlichen Arbeit gestattet. Dies Gesetz sehen wir unter ganz entgegengesetzten Umständen in Wirkung. Man kann sich kaum eine größere Verschiedenheit in Regierung, Gesetzen, Religion und Sitten vorstellen, als in Schweden und Norwegen einer-, Spanien und Portugal andererseits. Hier wie dort ist fortgesetzte Feldarbeit unmöglich. Die Folge ist, daß diese vier Völker, in anderer Hinsicht so verschieden, sich alle durch eine gewisse Unstetigkeit und einen gewissen Wandel-muth des Charakters auszeichnen. Sie bilden einen auffallenden Kontrast mit den regelmäðigeren und stetigeren Sitten in Ländern, deren Klima den Menschen die Nothwendigkeit einer beständigeren und anhaltenderen Beschäftigung auferlegt.

Die außerordentliche Macht des Bodens und des Klima läßt sich aus der Geschichte nachweisen; man kennt kein Beispiel, daß irgend ein Land durch seine eigenen Anstrengungen zivilisirt worden wäre, wenn es nicht wenigstens eine der genannten Bedingungen in günstiger Form besaß. In Asien war die Zivilisation immer auf die große Strecke beschränkt, wo ein fetter angeschwemmter Boden dem Menschen den Reichtum sicherte, ohne den kein geistiger Fortschritt beginnen kann. Dieses Gebiet erstreckt sich von dem Osten Südchinas bis zu den westlichen Küsten Kleinasiens, Phöniziens und Palästinas; nördlich davon ist eine Reihe unfruchtbarer Länder, welche immer von rohen Stämmen bevölkert waren, die durch die unwirthbare Natur des Bodens, so lange sie darauf blieben, in Armuth erhalten wurden. Dieselben mongolischen und tartarischen Horden aber haben zu verschiedenen Zeiten in China, in Indien und in Persien große Reiche gegründet und bei dieser Gelegenheit eine Zivilisation

erreicht, die nicht hinter der zurücksteht, welche die blühendsten alten Reiche besaßen. In den fruchtbaren Ebenen Südasiens gelangten diese barbarischen Stämme zuerst zu einem gewissen Grade von Bildung, erzeugten sie eine nationale Literatur und organisirten eine Staatsverfassung; nichts von alledem hatten sie in ihrer Heimath erreichen können.

Ebenso sind die Araber in ihrer Heimath wegen der Dürre des Bodens immer ein rohes, ungebildetes Volk geblieben; denn in ihrem Falle und so überall ist große Unwissenheit die Frucht großer Armuth. Aber im 7. Jahrhundert eroberten sie Persien, im 8. den besten Theil Spaniens, im 9. fast ganz Indien. So wie sie sich in ihren neuen Niederlassungen eingerichtet hatten, schien ihr Charakter eine große Veränderung zu erleiden; während sie in ihrer Heimath nicht viel mehr als herumstreifende Hirten waren, konnten sie in ihren neuen Wohnsitzen Reichthum ansammeln und daher einige Fortschritte in den Künsten der Zivilisation machen; sie wurden die Gründer mächtiger Reiche, bauten Städte, stifteten Schulen, sammelten Bibliotheken und die Spuren ihrer Kultur sind noch in Cordova, Bagdad und Delhi zu sehen.

Im Osten der endlosen Sandwüste Afrikas fließt der Nil; seine austretenden Gewässer bedecken den Sand mit fetten Anschwemmungen, welche der Arbeit reichen Ertrag gewähren; die Folge war, daß hier bald Reichthümer angesammelt wurden und daß dieser schmale Streifen Landes der Sitz der ägyptischen Zivilisation wurde.

Diese Betrachtungen beweisen, daß die Fruchtbarkeit des Bodens diejenige Ursache war, welche in der alten Welt den größten Einfluß auf die Zivilisation ausübte; in Europa dagegen war die andere große Ursache, das Klima, mächtiger und dem entsprechend auch die Wirkung eine andere. Allem Fortschritt

muß Ansammlung von Reichthum vorangehen; in Asien und Afrika war die Bedingung dazu ein fruchtbarer Boden, der reichlichen Ertrag gab, in Europa veranlaßte ein glücklicheres Klima eine erfolgreichere Arbeit. Nun hängt aber der einzige, wahrhaftige Fortschritt nicht allein von dem Reichthum der Natur, sondern vielmehr von der durch das Klima bedingten Thakraft des Menschen ab. Deshalb hat die ursprünglich von dem Klima bestimmte Zivilisation von Europa eine Entwicklungsfähigkeit gezeigt, die den Zivilisationen unbekannt ist, welche ihren Ursprung dem Boden verdanken. Denn die Naturkräfte sind trotz ihrer Großartigkeit beschränkt und stationär, wir haben nicht den geringsten Beweis, daß sie jemals zugenommen haben oder je zunehmen werden. Aber die Kräfte des Menschen sind einer unbegrenzten Entwicklung fähig und da diese Fähigkeit, seine eigenen Hilfsmittel zu vermehren, eine Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes ist, so ist klar, daß das Klima, welches dem Menschen dadurch Reichthum gibt, daß es ihn zur Arbeit antreibt, günstiger auf seinen Fortschritt einwirken muß, als der Boden, welcher ihm zwar auch Reichthum gewährt, aber nicht durch Aufstachelung seiner Thakraft, sondern lediglich vermöge des natürlichen Verhältnisses zwischen der Bodenbeschaffenheit und der Menge oder dem Werthe des Produkts, welches der Boden eigentlich freiwillig gewährt. Nachdem der Reichthum hervor gebracht ist, entsteht die Frage, in welchem Verhältniß er den einzelnen Klassen zukommen soll; auf einer vorgerückten Stufe der Gesellschaft hängt dies von einer Menge verwickelter Umstände ab, deren Erörterung nicht hierher gehört, aber auf einer früheren Stufe, ehe die späteren feineren Verwicklungen begonnen haben, läßt sich sehr wohl nachweisen, daß die Vertheilung des Reichthums, wie seine Hervorbringung, gänzlich unter natürlichen Gesetzen steht. (Fortsetzung folgt.)

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Thuerste Seele! Die religiöse Wandlung ist bei mir langsam und ruhig vor sich gegangen. Kaum merkte ich etwas davon. Was bei anderen Menschen fast nur unter gewaltigen Gährungen und Aufregungen durchdringt, kam mir nach und nach unmerklich zum Bewußtsein. Studium von Werken, eigne Betrachtungen und fortwährende Unterhaltungen haben mir das Abstreifen unnützen Ballastes höchst natürlich und nothwendig erscheinen lassen. Ich bin zwar in manchen Punkten, in den letzten, wichtigen Fragen noch nicht recht im klaren, doch gebe ich mich der Hoffnung hin, daß die Bewältigung derselben nur von emsigem Fleiß und von der Zeit abhängen werde. Du wirst Dir wohl vorstellen können, welch' unbezahlbares Vergnügen ich genieße, wenn ich so recht tief in Spekulationen mich verfenke; bei jedem Schritt löst sich von dem alten Bruch ein morsches Steinchen ab, wird es mir leichter, wohlher, friedreicher im Herzen. Die neue Weltanschauung, der ich soeben angefangen habe zu huldigen, eröffnet mir mächtige, überwältigende Perspektiven. Oft gerathe ich in eine Art Verzückung, wenn sich das fruchtbare Gebiet in seiner ganzen Ausdehnung vor mir aufthut. Dann bin ich glücklich, und niemand kann dieses Gefühl mitempfinden. Wie schade! Mit einem Schlage bin ich so aus allem Glaubensdunkel verlossener Jahre gerissen. Erst jetzt habe ich Dich verstanden, als Du einmal schreibst: „Du mußt Dir eine feste Basis für Deine Weltanschauung herstellen, die Dich bei keinem Schritt zum Wanken bringt, deren Quadersteine aus ewig gültigen Vernunftsätzen zusammengesetzt sind.“ Ich habe sie gefunden, Thuerster! Alles, was ich mit meiner Vernunft nicht fassen kann, ist für mich nicht da! — Alle Formen im menschlichen Leben sind Produkte geschichtlicher Entwicklung. Gedanke baut sich auf Gedanke. Und die Entwicklung kann man deutlich erkennen. Es gibt keinen Abschluß der Gedanken, keinen Abschluß der Formen. Ein Thor der, der ein Dogma aufstellt für ewige Zeiten! Und wie bedauerndwerth sind alle die Menschen, die Anfang und Ende aller Weisheit in der Bibel zu erblicken glauben, die auf die Bibel schwören, als wäre deren Inhalt der Ausfluß einer überirdischen Offenbarung! Kindliche Seelen sind es, die Märchen von Wunderthaten zunaechen und so ihren Verstand in Schlaf singen! Wecke sie aus diesem traumvollen Schlummer, und sie begegnen Dir

wie jedes Kind mit bösen, widerwärtigen Launen! Sie wünschen weiter zu schlafen. Die süße Gewohnheit ist ihre treue Amme! — Nach diesen wenigen Bemerkungen noch schnell ein paar Fackel! Unter Beibringung eines ärztlichen Attestes bat ich die Direktion um Verlängerung des Urlaubs. „Wir fühlen uns nicht veranlaßt“, schrieb sie nach alter Weise, „Ihrem Gesuch zu entsprechen, und müssen Ihnen hiermit kündigen, wenn Sie zur Aufnahme des Dienstes noch nicht im stande sein sollten. Ihren Gehalt bewilligen wir Ihnen noch für drei Monate und bedingen uns umgehenden Entscheid.“ — Damit sind also die Würfel gefallen! — Was thut es? Ich gehe und werde schon nicht verhungern. — Ich nahm vor einigen Tagen eine Lehrerstelle an, der ich nun mit vieler Lust und Freiheit vorstehe. Sie gewährt mir soviel Verdienst, daß ich vorläufig wohl keine Noth leiden werde. — Mit meiner Gesundheit geht es bergan. Noch einige Wochen und ich bin wieder der Alte! — Mit vollen Segeln hoffnungsvoll zu Meer!

Noch immer nicht die Feengestalt erspäht! Ich spüre ein Verlangen, mit einem mir sympathischen Wesen zu verkehren, und da ich bis jetzt keines gefunden, fühle ich mich zeitweise ziemlich einsam. Ein wie seltsames Ding ist doch das menschliche Herz! —

Frau Sander bat mich, mit ihr eine Kindtaufe zu besuchen, deren Veranstalter ihr eng befreundet wären und die mich mit Vergnügen in ihren Kreis aufnehmen würden. Ich sagte ihr schließlich zu, und ein paar Stunden später saß ich in einem fröhlichen Kreis von Menschen, deren Freude, wie es mir schien, wohl zumeist der reichbesetzten Tafel zugeschrieben werden mußte. Die Taufe sollte im Hause selbst stattfinden. Gleich nach unserer Ankunft fand sich auch der Pfarrer ein, worauf sich die Tauf formalitäten in behäbiger Ruhe abwickelten. Ich hatte während des ganzen Ceremoniells so meine Gedanken! — Da lag der Täufling, still und friedlich eingeschachtelt in weiße Tücher, schlafend und lächelnd, das Bild der Sorglosigkeit, der Unschuld und — gewiß des Unbewußtseins. Davor sprach man fromme, andächtige Worte, sprach man Segensprüche, spreute Wassertropfen aus und hoffte so den heiligen Geist in den Körper des Säuglings übergehen zu lassen! — Heiliger Geist? — Ein schönes Wort,

aber wo steckt der Begriff? — Die Pathen drückten sich gegenseitig die Hand und die heilige Handlung war vorüber. — Einen der Pathen, einen jungen Mann, kannte ich oberflächlich. Er war mir bei irgendeiner Gelegenheit vorgestellt worden. Wir begrüßten uns, und ich richtete so nebenbei die Frage an ihn, ob er auch wisse, was Pathe bedeute? Und ob er mit seinem Gewissen das Gelübniß, in christlichem Geist die Pathestelle zu versehen, vereinigen könne? — Er sah mich groß an und entgegnete, man habe ihn gebeten und er habe nicht nein sagen können. Mit einem jährlichen Geschenk hoffe er sich aller Pflichten frei! — „Bedeutamer Irrthum!“ rief ich. „Ein vernünftiger Mensch liebt, denkt und hört erst, bevor er ein öffentliches Zeugniß abgibt. Und wenn Sie hören, daß Pathestelle Vaterstelle bedeutet, daß Sie, sollte der junge Weltbürger elterlos werden, alle Pflichten der Dahingeshiedenen zu übernehmen, sich zum Gesetz machen müssen, so werden Sie Ihre Handlung gewiß eine recht leichtfertige finden!“ — Der junge Mann lächelte und sprach: „Sie nehmen es allzusehr. Es fällt niemand ein, wegen einer bloßen Formalität, wegen einer bloßen Modesache, heutzutage sich die Last, mit der Sie mich bedrohen, aufzuladen. Wäre dem so, es fände sich niemand zu der Pathestelle!“ — „Gut,“ rief ich, „es ist besser, es findet sich einer, als zehn, oder keiner, als zehn Spasmacher, die auf eine wohlgedeckte Tafel spekuliren! Und es ist besser, die Formalität unterbleibt, als daß ein sinnloser, nichtsagender Hofuspokus gemacht werde!“ — Die Antwort hatte meinen Bekannten arg verstimmt. — Ich fuhr fort: „Sie mögen über meine Ansichten entrüstet sein. Sie werden sich aber beruhigen und werden mir zustimmen, wenn Sie jede persönliche Anspielung hinweglassen. Es gibt nur eine Moral! An der ist nichts zu mäkeln und zu feilschen. Man muß sie ganz befolgen oder garnicht. Entweder ist die Taufe eine heilige Handlung und die Pathen sind erfüllt von ihrem Berufe, oder es ist eine sinnlose Formalität, in der die Anwesenden bewußt oder unbewußt Komödianten sind. Bin ich auch mit der Bedeutung der Taufe nicht einverstanden, so kann ich doch nicht das als unmoralisch erklären, was mit heiligem Ernst geschieht. Und nun denken Sie sich dazu meinen Schluß!“ — Mir schmeckte weder der Kaffee noch der Kuchen und das sonstige Beiwerk. Ich saß da, vielleicht „die einzig fühlende Brust unter Larven“, — ich dachte mich hier in einem Komödienhaus, in dem man eben dabei ist, ein Schauspiel zu produziren, und hatte große Lust, davonzulaufen. —

Kaum hatte ich vorstehende Betrachtung geschrieben, so suchte mich auch Frau Sander auf, um mich wegen der „schönen, herzerhebenden Feierlichkeit“ zu befragen. Was ich dem Bekannten gesagt, wiederholte ich ohne Rückhalt und setzte noch mancherlei hinzu, das ich für besonders einleuchtend fand. „Geben Sie mir erst eine vernünftige Erklärung vom heiligen Geist, der vom Himmel herniedersteigt und seine Wohnung in dem Menschen aufschlägt, dann will ich glauben, ohne weiter zu fragen.“ — „Sie leiden an dem Fehler der Spitzfindigkeit,“ rief Frau Sander. „Nichts finden Sie recht. An den heiligsten Gefühlen mäkeln Sie und nörgeln Sie herum und finden ein Vergnügen, eines Menschen Frieden zu stehlen.“ — „Diese falsche Verdächtigung ist also Ihre Erklärung vom heiligen Geist?“ — Sie brachte das Gespräch auf Konfirmation. „Auch darüber will ich Ihnen

meine Meinung mittheilen,“ rief ich. „Von den Eltern wird man, dem Laufe der Gewohnheit gemäß, in die Konfirmationsstunden kommandirt. Unfähig, selbständig zu denken, nimmt man die Vorträge des Seelsorgers unbeanstandet in sich auf, pflöpft so mechanische Formel auf mechanische Formel und ist des Augenblicks mit Begierde gewärtig, von dem ab man zu den erwachsenen Menschen gerechnet wird. Eitelkeit und Selbstsucht ist also der Geist der vermeintlichen Frömmigkeit, kindischer Stolz über die neuen Kleider, mit denen man am Konfirmationstage zum erstenmal paradiren kann. Nehmen Sie das alles auf einmal fort und die Formalität entbehrt für die Jugend des Reizes. Und was den geistigen Inhalt der Konfirmation, des kirchlichen Aktes selbst, anbetrifft, so ist der nichts anderes, als der Ausdruck eines Zwanges, welcher den unerfahrenen Menschen unter dem Druck der Dessenlichkeit und der Mode nöthigt, ein dogmatisches Glaubensbekenntniß auf Treu und Glauben auszusprechen und zu beschwören. Die feierliche Ceremonie, begleitet von den Tönen der Orgel, stimmt das Gemüth erhaben und fromm.“ — „Sie sind gottlos,“ entgegnete Frau Sander. „Mit Ihnen ist nicht zu streiten. Sie haben die Hartnäckigkeit eines Mannes, der sich, wie Sie, für unfehlbar hält!“ — Ich lächelte. Die Frau entbehrte, bei aller Intelligenz in anderen Sachen, des spekulativen Scharfsinns, und den muß jeder besitzen, der sich aus dem Sumpfe des althergebrachten Wahnens zu selbständiger Anschauung emporarbeiten will. —

Immer gehe ich mit dem Vorsatz um, auf die Spur der jungen Dame zu kommen, und immer, wenn ich das Haus verlassen, ändere ich meinen Plan. Ich habe nicht die geringste Anlage zu einem Spion, besonders in solchen Sachen. Dies Geschäft hat einmal in meinen Augen einen verächtlichen Anstrich! —

Die Stadt ist in großer Aufregung. Eine alleinlebende, alte arme Frau, die in dem Ansehen der Frömmigkeit steht, hat man am Morgen erdroffelt im Bett gefunden. Man ist noch ungewiß, welches Motiv den Mörder zu dieser That getrieben. Die Matrone, die mir schon manchmal begegnete, lebte von Almosen, das man ihr wegen ihres Alters, ihrer Freundlichkeit und Ehrbarkeit reichlich spendete, und wird nun auf das tiefste von allen denen betrauert, die ihr näher gestanden. Frau Sander brachte mir aufgeregt die Botschaft und lamentirte über die Rücksichtslosigkeit der Zeit.

Man fand in verschiedenen Verstecken in der Behausung der Todten Geldpakete vor. Die Summe beläuft sich auf reichlich tausend Thaler. Man zweifelt nicht länger an einem Raubmord. Die Polizei bestätigt dies Gerücht. Allem Anschein nach besaß die Alte viel Geld, von dem der Verbrecher wußte. — Das Urtheil über die Todte hat sich durch den Fund von Vermögen wesentlich gewendet. „Eine heuchlerische Person war sie,“ hörte ich sagen. — „Aber eine höchst fromme Person war sie,“ ergänzte ein zweiter. „Sie veräußerte keine Predigt und keine Bibeldiende. Sie las fleißig im Gebet- und Gesangbuche und war hoch angesehen bei allen Frommen und Muckern.“ — „Ich habe es immer gesagt,“ rief eine resolute Frau hinein, „in solchem Frommthun steckt ein Härschen. Entweder will man sich damit alte Sünden fortwaschen, oder man will sie zu neuen Sünden benutzen. Pfui, über die Heuchler!“ — (Fortsetzung folgt.)

Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Krauß.

(Fortsetzung.)

Der Plan der „Polaris“ ging dahin, an den Westküsten Grönlands so weit wie immer möglich gen Norden vorzudringen, und in der That gelang es ihr, die höchste nördliche Breite — 82° 26' — zu erreichen, zu der bisher ein Schiff gekommen war, und näher dem Pole, als noch je eine Expedition, für meteorologische und Pendetbeobachtungen ein Observatorium auf dem Eise der grönländischen Nordwestküste aufzubauen. Nach Grönland richtete sie denn auch ihren Kurs, und glücklich warf sie am Morgen des 22. August vor Tassuiffak, der nördlichsten Ansiedelung der Erde, unter 73° 21' nördlicher Breite und 56° 5' westlicher Länge, noch 160 Meilen nördlich von der bekannten norwegischen Stadt Hammerfest auf der Insel Gualor in Finmarken, die Anker aus. Tassuiffak ist ein Ort von überwältigender Ede, Wochen und Monate in Finsterniß gehüllt, wodurch bei den Menschen allmählich eine leibliche und geistige Abspannung hervorgerufen wird, die bloß eine außerordentliche moralische Kraft zu überwinden vermag.

Dennoch traf man dort eine dänische Familie an, Vater, Mutter und mehrere Kinder, welche, die einzige europäische Bewohnerschaft des weltentlegenen Places, schon nahezu acht Jahre in dieser ultima Thule lebte und obwohl abgeschnitten von fast allem Verkehr mit der Außenwelt und von Eis und Nebel umstarrt, sich in ihrer Verlassenheit gar nicht unglücklich zu fühlen schien. Der Mann hieß Jensen und war der Steuerbeamte der aus vierzehn grönländischen Haushaltungen bestehenden Niederlassung, welche der Prediger Hans Egede im Jahre 1721 gegründet hatte. Unsere Schiffer kauften von ihm gegen zwanzig Schlittenhunde, die allerdings zum Theil nicht reiner Grönländer Rasse waren. Von einer Nachbarinsel konnte man nachher noch eine Anzahl kräftiger Thiere von unverfälschter Zucht erwerben. Vorher schon, in der etwas südlicher gelegenen Kolonie Upernivik, war der „Polaris“ eine neue Eskimofamilie erworben worden, jener Hans, der als siebzehnjähriger Jüngling bereits dem amerikanischen Nordpolfahrer Kane auf seiner Expedition gefolgt war und erhebliche Dienste geleistet hatte und später von dem Reisenden Hayes in der Nähe des Kap York wieder aufgefunden und bei dem erwähnten Upernivik ausgesetzt wurde. In der Nähe dieser Ansiedelung, in Pröben, lebte Hans inzwischen als friedlicher Schulmeister, ließ sich jedoch unschwer über-

reden, von seinen Jünglingen zu scheiden und Hall als Hundtreiber der Expedition zu begleiten, nicht ohne aber Weib und Kinder samt allen Gerätschaften eines grönländischen Haushaltes mitzubringen, die unvermeidliche steinerne Thranlampe, ein großes Zelt aus Seehundsfell, Blechöpfe, Schlitzen, Lanzen, Harpunen, Fangleinen, Handwerkszeug und eine Meute junger Hunde.

So umschloß die „Polaris“ zusammen nun dreihundertfünfzig Personen, darunter acht alte und junge Eskimo, als sie, von Jenen gelooft, am Nachmittag des 24. August von Tassuisak wieder in See stach, um sich nach den unbekanntem Gebieten des Smith-Sundes zu wagen. Ohne vom Eise verhindert zu werden, durchschiffte man am nächsten Tage die von den Seefahrern so sehr gesuchte Melville-Bay und doublierte dann Kap Dudley-Digges, wo ein sogenannter Steinmann erbaut und ein Bericht über den bisherigen Gang der Reise niedergelegt wurde. Noch immer sah man offenes Fahrwasser vor sich und eilte, dies benützend, nordwärts weiter. Dort erblickte man in der Entfernung den prachtvollen Eisstrom des sogenannten Retowagletschers, der sich bis zum Meere erstreckt und von vielen treibenden Eisbergen wie von Trabanten umgeben war. Am 26. August gelangte man zum Eingange des Booth-Sundes, der in mannigfaltigen kleinen Fjorden in die Küstenränder einschneidet, welche von dunklen, durch Gletschereinsattelungen verbundenen Bergen überragt werden. Wohl schwammen flache Eishollen rechts und links vom Schiffe in nördlicher Strömung dahin, allein von einer ersten Belästigung durch die Eismassen hatte man auch jetzt noch nicht zu leiden; ebensowenig, als man am 27. Mittags die Polhöhe auf $77^{\circ} 51'$ feststellte und drei Stunden danach in jenen Smith-Sund einlief, der, schon so manchem Fahrzeuge gefährlich geworden, infolge dessen bei den Seelenten im übelsten Rufe steht. Alles war deshalb in ihr ruhigster Laune und ergab sich den frohesten Hoffnungen für das Gelingen der Expedition, die der Mannschaft bis dahin eine wahre „Bergnügungsreise“ deuchte. Wie bald sollte diese glückliche Stimmung in ihr entschiedenstes Gegentheil umschlagen!

Nachdem man Port Foulke, Hayes Winterhafen, hinter sich gelassen, und bis Kap Inglefeld die jetzt von Nordwest nach Nordost umspringende Richtung der grönländischen Küste eingeschlagen hatte, steuerte man hierauf direkt nördlich und hatte am späten Abend die größte Polhöhe überschritten, welche Kane 18 Jahre früher zu Schiffe zu gewinnen vermocht hatte. Auch bis dahin war der Lauf der „Polaris“ ein durchaus glatter und ungestörter geblieben. Noch um Mitternacht aber begegnete man den ersten ausgebreiteten Eismassen, die sich von Ost nach West als ein kompakter Wall aus dem Sund emporhürmten und schon den Gedanken aufkommen ließen, ob man nicht hier, in einer kleinen Bucht unweit des Kaps Prozer, für alle Fälle Ankergrund suchen sollte. Eine von Hall angestellte Rekognoszierungsbootfahrt traf indes nur lahle Klippen an, und somit ward die Fahrt nordwärts fortgesetzt, leider längere Zeit hindurch in dichtem Nebel, der ein Erkennen der Küste unmöglich machte. Als sich nachher das Wetter in etwas aufhellte, so daß eine derartige Bestimmung vorgenommen werden konnte, ergab sich um Mittag den 28. August als Position des Schiffes $80^{\circ} 3'$ nördlicher Breite und $69^{\circ} 28'$ westlicher Länge. Vierundzwanzig Stunden später, nachdem man mittlerweile an den als Orientierungspunkt dienenden Franklin- und Crozier-Eilanden vorübergekommen war und darauf eine andere kleine Insel in der Nähe der Küste von Grännelland entdeckte, die dem gleichnamigen Eskimo zu Ehren „Hansinsel“ benannt wurde, glaubte man die gewonnene Polhöhe auf $81^{\circ} 20'$, die gleichzeitige westliche Länge aber auf $64^{\circ} 34'$ annehmen zu dürfen — soweit bei dem unnebelten Horizonte von einer genauen Messung die Rede sein konnte. Der Nebel hielt an, von Eisbergen war indes seit Ueberschreitung des achtzigsten Breitengrades nur wenig mehr zu erblicken. Dagegen kamen drei bis vier Fuß sich über das Niveau des Wassers erhebende, mit grobkörnigem Firn überzogene massige Eisfelder immer häufiger zum Vorschein. Die ringsum herrschende Einsamkeit war von graufiger Majestät. Bis auf einige zwischen den Eisbrocken sich im Wasser tummelnde winzige Rippenqualen ließ sich keine Spur von organischem Leben mehr gewahren. Dazu schlugen sich Reif und Feuchtigkeit auf den Tauen und Eisentheilen des Schiffes nieder, alles mit einer Eistrinde bedeckend, während der fallende Schnee auf dem ruhigen Wasser sich gleich erstarrtem Fett zu unregelmäßigen Scheiben vereinigte. Jedenfalls waren dies Erscheinungen, welche die Behaglichkeit unferer Reisenden nicht sonderlich zu erhöhen vermochten, dafür fühlten sie sich jedoch von dem stolzen Bewußtsein gehoben, zur Rechten ein neues Land, das nachmals als Hall-Land bezeichnet wurde, entdeckt zu haben, und ein Meer zu durchfahren, das vor ihnen noch von keinem Schiffe Kiele gesurft worden war.

Mit dem Vordringen der „Polaris“ begann es aber nachgerade mißlich zu werden; mit steigender Geschwindigkeit drängte sich das an Massenhaftigkeit unaufhörlich wachsende Eis, Schollen, Felder und Hummocks, gen Süden, und Hall spähte nach einem Zufluchtsort aus, wo das Schiff vor Anker geborgen werden könne. Mühevoll kämpfte er mit sechs seiner Leute in einem Boote gegen die Wucht des Stromes, kam jedoch bald zurück, da die in Augenschein genommene Küste jeder Landung wehrte, weshalb er ihr den Namen „Repulse Harbour“ beilegte. Wiederum wurde denn weiter gedampft; freilich geboten die Nebel der Fahrt einen raschen Halt, die erst in der Frühe des 31. August von neuem versucht werden konnte. Auch diesmal, aber nur auf kurze Zeit — näherte man sich der Grenze, welche zu überschreiten der „Polaris“ nicht gestattet sein sollte. (Fortsetzung folgt.)

Karl von Holtei. (Porträt Seite 280.) Am 12. Februar 1880 beschloß im Kloster der Barmherzigen Brüder zu Breslau ein müder Greis mit 82 Jahren sein vielbewegtes Leben. Da schon seit Jahren Karl von Holtei's Wiederborn versiegt war, waren auch schon bei Zeiten die Alten über ihn geschwiegen. Die Anerkennung, die er zur Feier seines 80. Geburtstages im reichen Maße gefunden, hat gewiß nicht wenig zur Verklärung seines Lebensabends beigetragen. Die Nachwelt wird ihm einen ehrenvollen Platz in der deutschen Literaturgeschichte und vor allem unter seinen dichterischen Landsleuten einräumen. Er war zwar nicht der elegante Erzähler, wie sein noch lebender Landsmann Gustav Freytag, dafür aber der Schöpfer unmaßahllicher Volkstypen von unverwundlicher Gemüthlichkeit. Wer solche populäre, dem Lieder- und Bilderreichtum der Nation unveräußerlich angehörige Gefänge und Figuren geschaffen, wie sie in seinen Stücken „Derliner in Wien“, „Wiener in Berlin“, „33 Minuten in Grüneberg“ und „Lenore“ vorkommen, der ist wohl ein wirklicher und wahrhafter Volksdichter zu nennen. Daß unter seinen Bühnenwerken auch einige sich finden, die einem schlechten Geschmack, einer nicht zu billigen Tendenz hulldigen, wie z. B. die trassen Dramen „Vorbeerbaum und Bettelstab“, „Hans Zürgel“ und „Das Trauerspiel in Berlin“, wollen wir in Anbetracht der Lebensstellung Holtei's, der nicht nur Dichter, sondern auch Theaterdirektor war und als letzterer nicht nur dem guten Geschmack, sondern auch der Kasse Rechnung tragen mußte, milde beurtheilen. Aber wenn wir nun auch den Dramatiker beiseite lassen, so fordert unsere ganze Liebe und Schätzung nicht minder der Lyriker, und zwar dieser in doppelter Gestalt, als inniger, gemüthreicher, selbst des Schwungs nicht entbehrender hochdeutscher Lyriker und als der schleißische Dialektiker von meisterlicher Beherrschung der sprachlichen Eigentümlichkeiten und von so treuem das Leben zurüdspiegelndem Gepräge in Charakter, Art und Sinn, daß Holtei mit oben ansetzt unter den Poeten, welche als die spezifischen Sänger und Schilderer bestimmter deutscher Landschaften, Stämme und Mundarten neben ihrer dichterischen auch eine kulturgeschichtliche, ethnographische Bedeutung haben und eine demgemäße Mission erfüllen. Es ist kein Wunder, daß Holtei's „Schleißische Gedichte“ in einer beträchtlichen Anzahl Auflagen dem Volke vorliegen. Sie müssen als eine der schönsten Gaben der Holtei'schen Muse betrachtet werden. Mit ihnen ist von Holtei der deutschen Literatur ein neues Gebiet erschlossen worden. Viele junge Poeten haben die von ihm betretenen Wege weiter verfolgt. Holtei's Gedichte werden im Munde der Schlesier weiterleben, so lange es eine schaffende Mundart gibt. Die besten Erzeugnisse des uner müdlich Schaffenden waren die zum „Volksbuch“ gewordenen Erzählungen „Die Vagabunden“, „Christian Vammfell“ und „Ein Schneider“. Sie geben sich kunstlos und einfach, natürlich und bescheiden und sind doch ein wahrer Brunnen sprudelnden Lebens, unverfälschter Laune und jenes aus dem Herzen kommenden, unter Thränen lachelnden Humors, welcher immer als der einzig ächte, volkstümliche Humor zu gelten haben wird. — Um den Bildungsgang eines Menschen zu begreifen, muß man seinen Lebensweg verfolgen. Ueber den letzteren hat uns Holtei selbst genau unterrichtet durch die Autobiographie, welche die erste Hälfte seines Lebens schildert. Er war am 24. Januar 1798 in Breslau geboren. Seine Jugend fällt in die Zeit der napoleonischen Herrschaft. Er hat als Kind nicht die Wohlthat des Familienlebens kennen gelernt, denn seine Mutter war früh gestorben und sein Vater, ein Husarenoffizier, kümmerte sich nicht um ihn. Er wurde bei Verwandten erzogen, machte in der Schule geringe Fortschritte, dagegen bildete sich früh bei ihm die Leidenschaft für's Theater aus. Holtei sah als junger Bursche in Breslau die berühmtesten Mimen seiner Zeit, wie den großen Devrient, Seidelmann und Jßland, und die Kunstleistungen derselben entflammten seine Begeisterung für die Kunst. Als in Schleiß die Erhebung gegen die französische Herrschaft stattfand, trat auch der junge Holtei in die Reihen der Freiwilligen, bekam aber keinen Franzosen zu sehen, denn sein Regiment blieb in der Reserve. Nach beendigtem Kriege fehlte es ihm an Geduld und Neigung zur Wiederaufnahme seiner Studien und so wurde er im Jahre 1819 Schauspieler, aber er wurde niemals ein guter Schauspieler. 1823 verfaßte er die mit großem Beifall aufgenommenen Liederstücke „Die Wiener in Berlin“, „Die Berliner in Wien“. Dadurch erwarb er das unbestreitbare Verdienst, das Vaudeville in Form des deutschen gemüthlichen Liederstücks in Deutschland eingebürgert zu haben. Die Werke seiner eifrigen Nachahmer Angely und Louis Schneider haben sich bis heute auf dem Repertoire erhalten. Für die königstädtische Bühne in Berlin schrieb er die mit großem Beifall aufgenommenen Stücke „Der alte Feldherr“ und „Lenore“. Das Jahr 1830 ist der Höhepunkt seines Wirkens, die Herausgabe seiner „Schleißischen Gedichte“, welche bis zum Jahre 1875 vierzehn Auflagen erlebten. Hier entwickelte er die köstliche Gabe, das Kleinleben zu schildern. Die alltäglichen, meist an sich unscheinbaren Verhältnisse der mittleren und niederen Schichten der menschlichen Gesellschaft, und auch in der leblosen Natur nicht eben das Großartige, sondern das Einfache, Schlichte, einem jedem Zugängliche, das ist der Kreis, in dem er sich durchweg bewegt. Und daß er nun eben dieses Kleine zu vertiefen und poetisch zu verklären wußte, das gibt ihm einen Reiz, von dem halbwegs poetisch gestimmte Gemüther aus den mittleren Lebenskreisen hohen Genuß haben und woraus sie die rechte Einsicht in das Wesen ächter Poesie gewinnen können. Dadurch ist Karl Holtei gleich dem alemannischen Dichter Johann Peter Hebel und dem plattdeutschen Erzähler Fritz Reuter ein Lehrer des Volkes geworden. Wir müssen

noch einer Eigenschaft des vielseitigen Poeten erwähnen, die er mit wenigen seiner Berufsgenossen theilte, die Fähigkeit ausdrucksvoller Vorlesung eigener und fremder Schöpfungen. Außer dem berühmten Schauspieler Davison konnte niemand wie Holtei die Volksszenen in Goethe's „Egmont“ und Shakespeare's „Julius Cäsar“ so mit verstellter Stimme, doch ohne Uebertreibung vorlesen, daß sich jede der darin vorkommenden zahlreichen Figuren vom Hintergrunde erhob, ohne aus dem Rahmen zu treten. Als Vorleser klassischer Trauer- und Lustspiele zog er eine zeitlang mit seiner zweiten Frau Julie, geborenen Holzbecher, in der Welt herum, doch immer literarisch thätig, und unterwegs entstanden denn auch „Das Trauerspiel in Berlin“, der Operntext „Adlers Horst“, die Gelegenheitsstücke „Lorbeerbaum und Bettelstab“, „Shakespeare in der Heimath“ und das Schauspiel „Der dumme Peter“. 1837 war er Theaterdirektor in Riga und 1841 in Breslau. 1843 erschien seine Lebensbeschreibung unter dem Titel „Bierzig Jahre“, ein Jahr später ein Band „Gedichte“, und 1845 seine gesammelten Theaterstücke. Mit den „Stimmen des Waldes“ betrat er das Gebiet der modernen Lyrik. In Graz, der Perle der grünen Steiermark, wollte er sich zur Ruhe setzen. Hier im Kreise der Familie seiner Tochter entpuppte sich der Dramatiker und Lyriker zum Epiker. Seine Romane „Die Vagabunden“, „Christian Lammfell“, „Die Gelfestesser“, „Noblesse oblige“, „Ein Schneider“, „Ein Mord in Riga“, „Schwarzwaldbau“, „Haus Treuwein“, „Der letzte Komödiant“ machten nach ihrem Erscheinen einen Triumphzug durch die deutsche Lesewelt; Holtei's Name war von neuem in aller Mund, der gealterte Mann trat noch einmal in die Fronte der zeitge. iöflichen Literatur, unter die Jüngeren, deren viele er mit der Jugendlichkeit und blühender Frische, die seine Werke athmeten, beschämen konnte. Doch auch er mußte, vom Naturgesetz bezwungen, die absteigende Lebensbahn betreten. Das Alter entriß ihm die Feder, die er ein halbes Jahrhundert geführt hatte. Den Greis erfaßte das Heimweh nach seiner schlesischen Heimath. Er nahm Abschied von Graz, um nach Schlesien zu eilen, dessen Bevölkerung ihn mit Jubel empfing und auf seiner Reise von Ort zu Ort begleitete. Das war der Lohn, daß er dem herzigen Dialekt Schlesiens in der Poesie zum Bürgerrecht verhalf. In Breslau machte er Halt und trat als Pensionär ins Kloster der grauen Brüder ein, weil er hier die Stille und Pflege suchte, die sein hohes Alter bedurfte. Vor wenigen Jahren ließ die Nachricht durch die Blätter, der schlesische Dichter sei total verarmt und habe sich ins Kloster geflüchtet, um dem Elend zu entgehen. Holtei selbst widerlegte diese Gerüchte. Bald darauf, am 24. Januar 1878, fand die achtzigste Geburtsfeier des Greises statt und dieser wurde dexart mit Beweisen der Liebe und mit so reichen Geschenken aus allen Theilen Deutschlands bedacht, daß er den Grundstein zu jener Stiftung für Dichter zu legen vermochte, welche heute seinen Namen trägt. Er war eben eine populäre Persönlichkeit, welcher das hohe Alter einen Spätommer des Ruhmes verschaffte. Von diesem schönen Feste ab, das wie ein goldiger Erntetag in sein Leben fiel und reiche Früchte brachte, ging es mit der Lebensfreude rasch zu Ende. Das Lebensschiff des Dichters war allmählich led geworden, bis es am 12. Februar 1880 im dunklen Strom des Todes versank.

Die erhöhte Stadteisenbahn von New-York. (Bild S. 281). Welch' großen Umschwung in allen gesellschaftlichen Verhältnissen die Eisenbahnen herbeigeführt haben, ist allgemein bekannt. Städte und Länder werden durch die Verkehrsverleinerung einander näher gerückt, Städte von riesigen Umfange entstehen da, wo das Dampfrohr die industriellen Erzeugnisse aller Welttheile hinträgt. Aber je mehr sich große Menschenmassen an den einzelnen Verkehrs- und Industriezentren ansammeln, umso mehr fängt man auch an, sich dieses modernen Verkehrsmittels zu bedienen, um namentlich den Personenverkehr innerhalb der Hauptstädte zu erleichtern. Wir erinnern hier nur an London, welches bereits seit langer Zeit seine unterirdische Eisenbahn hat. Wie in vielen andern, so hat aber auch in dieser Beziehung der Spekulationsgeist der Amerikaner binnen kurzer Zeit das Großartigste geleistet. Im Jahre 1868 wurde mit dem Bau der erhöhten newyorker Stadteisenbahn unter ganz bescheidenen Verhältnissen begonnen und heute sind eine ganze Reihe von Linien nach den verschiedensten Richtungen hin im Betrieb. Sie repräsentiren eine Kapitalanlage von mehr als 50 Millionen Dollar. Ein schlagendes Beispiel für die riesige Frequenz ist, daß eine der Gesellschaften, welche den Bau unternommen, allein binnen 6 Monaten 14 Millionen Passagiere beförderte. Jede vier bis sechs Minuten geht ein Zug; das Fahrgehalt beträgt 10 Cents außer zwei Stunden früh und zwei Stunden abends, während welcher Zeit dasselbe im Interesse der nach ihren Etablissements fahrenden Arbeiter auf die Hälfte herabgesetzt ist. Von welcher kolossalen Dimensionen dieser großartige Bau ist, veranschaulicht deutlich unsere Illustration, die

einen der höchsten Punkte darstellt; die Pfeiler erreichen hier die Höhe von 57 Fuß. Der eiserne Sockel derselben ruht auf einem aus Backsteinen und Cement bestehenden Mauerwerk, welches sich ungefähr 20 Fuß über das ursprüngliche Niveau der Straße erhebt, die nahezu bis zu dieser Höhe aufgefüllt ist. Das Fundament hinwiederum ruht auf hier in einer Tiefe von 40 Fuß eingetriebenen Pfählen. Zieht man außerdem in Betracht, daß man in einer Länge von vier Meilen auf ein Netz von Abzugs-, Gas- und Wasserleitungsröhren traf, welche nicht beseitigt werden konnten, so hat man auch einen Begriff von den Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, bevor dieses wichtige Transportmittel bis zu seiner jetzigen Vollenbung fertig gestellt werden konnte.

nrt.

Die Türkenglocke. Wenn des Mittags die Kirchturmgloden läuten, glauben die Landleute, daß es geschehe, um den im Felde Arbeitenden zu sagen, daß sie das Mittagessen zu sich nehmen und sich erholen möchten. Möglic, daß der Gebrauch in der That deswegen seinen Fortgang hat — das Mittagsglödchen tönt auch von manchem Ritter- oder Bauergrundstümmchen — allein dieses Läuten hat einen anderen Ursprung. Als 1456 ein großer Heereszug gegen die Türken stattfand, verordnete Papst Calixtus II., daß man „durch die Gloden allenthalben mittags das Zeichen gebe, wie ein jeder den Sieg für die christlichen Waffen ersehen sollte“. Diese Verordnung wurde später durch landesherrlichen Befehl von neuem eingeschärft. So verordnete Herzog Georg unterm 13. Juli 1532: „Das auch alle tag zu Mittagzeit in jeder Stat, Flecken und Dorffe durch eine sondere glock geleuten, woburdh das gemeyne Volgt zu vorbitt legen Gott ermanet und erinnert werde, seinen gefashten Zorn fallen zu lassen und den Christglaubigen menschen legen dem Türken Glück, Sieg und Berwindung geschicht in dem allen unsere gemüliche Meinung. Geben zu Dreßden Dienstags nach Kilian x.“ — Vor den Türken hatte man früher überhaupt unbändige Furcht. So enthielt die „Leipziger Zeitung“ am 1. Januar 1660 folgenden Stoßseufzer: „Daß Gott die Deinen siegen! Und die Türken unterliegen! Gib der theuren Christenheit, Freude, Fried und Einigkeit.“

-2-

Literarische Umschau.

Jahrbuch der Schule Gabelsberger's auf das Jahr 1880, herausgegeben vom kgl. stenograph. Institut zu Dresden. Dasselbe gibt über die Bedeutung und Entwicklung der Stenographie interessanten Aufschluß. Es zählt die Gabelsberger'sche Schule Vereine 334 gegen 270 im Vorjahre. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder ist von 7134 auf 8380 gestiegen. Die größte Steigerung zeigt sich in Sachsen, wo sie ca. 25% beträgt, nämlich von 1343 auf 1726, also um 383. Die Zahl der Unterrichteten ist von 20433 auf 21697, also um 1264 gestiegen, von welchen 267 auf an Lehranstalten 997 auf die sonst Unterrichteten fallen. Die Gesamtsumme der Unterrichtsanstalten, an welchen Stenographie offiziell gelehrt worden ist, beträgt 365 gegen 363 im vorhergehenden Jahre. Das geringe Mehr dieser Ziffer erklärt die Redaktion damit, daß „von einer außerordentlich großen Zahl von Lehranstalten, welche im letzten Jahrbuch genannt sind, Nachrichten diesmal nicht eingegangen sind.“ Wir fügen dem hinzu, daß die statistischen Nachrichten überhaupt auf Vollständigkeit nur insofern Anspruch machen können, als der Redaktion des „Taschenbuchs“ direkte Mittheilungen geworden sind. — In Uebersetzungen auf fremde Sprachen wurden unterrichtet 4610 Personen, 532 mehr als im Vorjahre und zwar 1473 ungarisch, 1242 italienisch, 994 böhmisch, 568 polnisch, 133 schwedisch, 93 dänisch, 65 kroatisch, 16 lateinisch, 10 finnisch, 10 slovenisch, 4 französisch, 1 englisch, 1 spanisch. — Damen wurden 855 herangebildet (850 im Vorjahre), davon 425 an Lehranstalten, 430 sonst. Die Zahl der an militärischen Lehranstalten Ausgebildeten beträgt 662, wovon 344 auf das deutsche Reich und 318 auf Oesterreich-Ungarn kommen. Der Uebersicht der seit Oktober 1878 bis Ende November 1879 erschienenen stenographischen Schriften (von Prof. Dr. F. W. Zeibig) entnehmen wir, daß neu erschienen sind 6 geschichtliche Werke, 32 Lehrmittel, 22 Deutschschriften und Abhandlungen — Zeitschriften zählt die Gabelsberger'sche Schule 41. In alt- und neustolischer Stenographie (das System Stofse ist seit einigen Jahren durch den Sohn des Erfinders in zwei Lager getrennt) erschienen dagegen 17 Zeitschriften; in Arends'scher Stenographie werden 2 Blätter herausgegeben — die „Neue freie Stenographenzeitung“ erscheint in Arends'scher, Stofsescher und Gabelsberger'scher Stenographie. — Alles in allem dürfte aus Vorstehendem zur Genüge hervorgehen, daß die schöne Kunst der Kurzschrift immer mehr Anhänger gewinnt und daß in nicht allzuferner Zeit der Wunsch Gabelsberger's: „Die Stenographie möge Gemeingut aller Gebildeten werden“ zur Wahrheit werden dürfte.

-2-

Inhalt. Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph von B. . . . (Fortsetzung). — Betrachtungen über die Gesundheitspflege des Volkes, von Dr. Eduard Reich (III. Diät, Schluß). — Ueber die Gesetze, denen der Fortschritt der Civilisation unterworfen ist. — Irrfahrten, von L. Rosenberg (Fortsetzung). — Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet. Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Trausil (Fortsetzung). — Karl von Holtei (mit Porträt). — Die erhöhte Stadteisenbahn von New-York (mit Illustration). — Die Türkenglocke. — Literarische Umschau.